It. coll
26/22

It. coll. 26-22

<36619996160015

<36619996160015

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte der merkwürdigsten Reisen

welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind.

Von

Theophil Friedrich Ehrmann.

XXII. B.

Berndt fe:

Der Pik von Teneriffa, nordwestwærts.

Zwey und zwanzigster Band.

G.W.B.D

Frankfurt am Main, 1799
in der Hermannschen Buchhandlung.

Wb/50/102

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Pik von Teneriffa, nordwestwärts.

Reisen nach und in Afrika.

Eilfter Abschnitt.

Reisen nach den westafrikanischen Inseln.

Innhalts-Verzeichnis
des
zwei und zwanzigsten Bandes.

Eilfter Abschnitt.

Reisen nach den westafrikanischen Inseln. S. 3.

Einleitung.

I. Literaturnotizen. S. 7.

II. Vorläufige geographische Uebersicht. S. 12.

Beschreibung der westafrikanischen Inseln. S. 17.

I. Die azorischen Inseln. S. 19.

II. Die maderischen Inseln. S. 35.

III. Die Kanarieninseln. S. 64.
IV. Die kapwerdischen Inseln. S. 148.
V. Die Linien- oder Guinea-Inseln. S. 277.
VI. Die Insel Ascension. S. 290.
VII. Die Insel St. Helena. S. 295.

Nachdem wir alle Theile des vesten Landes von Afrika durchreiset haben, so kommen wir nun zu den grösseren zu diesem Erdtheile gehörigen Inseln, welche nicht ganz nahe an der Küste liegen — und zwar zuerst zu den auf der Westseite von Afrika liegenden Inseln, welche sind:

1. Die Azorischen Inseln.
2. Die Maderischen Inseln.
3. Die Kanarischen Inseln.
4. Die Kapwerdischen Inseln.
5. Die Linien-Inseln.
6. Die Insel Aszension.
7. Die Insel St. Helena.

Da wir keine eigentliche Reisen durch diese Inseln besizzen, und die Reisen nach denselben sehr wenig historische Merkwürdigkeiten, aber desto mehr geographische Nachrichten enthalten, so fallen die Reisegeschichten hier billig weg, und es bleibt uns bloß die Beschreibung und Geschichte dieser Inseln abzuhandeln übrig, wozu es an Hülfsmitteln nicht manzelt.

Das Quellenverzeichniß, so vollständig es unserm Plane gemäß werden durfte, folgt hier nebst einer vorläufigen allgemeinen geographischen Uebersicht dieser Inseln, und dann die ausführlichere Beschreibung derselben aus den besten Quellen geschöpft.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

I. Litteraturnotizen.

1. Quellenverzeichnisse

finden sich in den schon öfters erwähnten Werken von Stuck, Meusel u. s. w.

2. Allgemeine Beschreibungen

sind enthalten in Dapper's Afrika, Poncelin's Tableau du Commerce &c. T. II. und anderen allgemeinen Werken über Afrika. Besonders ist noch keine erschienen.

Von den azorischen, maderischen und kanarischen Inseln steht eine brauchbare Beschreibung im ersten Bande von Borheck's Erdbeschreibung von Afrika.

3. Schilderungen und Nachrichten

von einzelnen Inseln und Inselgruppen, als nämlich:

1) Von den Azorischen Inseln.

Aeltere Reisen dahin und Nachrichten enthält der 2te Theil vom 2ten Bande der Hackluytschen Sammlung.

Eine Beschreibung dieser Inseln hat Labat im Vten B. seiner Nouv. Rélation de l'Afrique occidentale geliefert.

Ferner findet man einzelne Nachrichten in mehreren neueren Tagebüchern von Seefahrern zerstreut. Die schäzbarsten enthält Forster's Reisen um die Welt.

Von der Insel St. Michael insbesondere steht eine ausführliche Beschreibung in den Philosophical Transactions, T. LXVIII, P. II.

2) Von den Maderischen Inseln

handeln folgende Bücher:

(*Alcaforado*) Rélation historique de la Découverte de l'isle de Madera trad. du Portugais, à Paris, 1671. 12.

Alkaforado war selbst bei der Wiederentdekkung der Insel durch die Portugiesen, und erzählt Macham's Geschichte, die auch im 2ten B. der Hackluytschen Sammlung steht. (M. s. unten die Beschreibung dieser Insel.)

Landi, Descriptione dell' Isola della Madera &c. . . . . 1574 . . . .

Constantini (Eman.) Insulæ Materiæ (Maderæ) historia. Romæ, 1599.

De Bory's Reisen nach Madera, in: Histoire & Mémoires de l'Academie royale des Sciences, pour l'a. 1772. P. II. (à Paris, 1776. 4.)

A Description of the Island of Madeira. London, 1783. 12.

Ferner finden sich schäzbare Nachrichten über diese Inseln, hauptsächlich über Madera, in Sloane's, de Marchais's, Byron's, Cook's, Forster's, Ovington's Reisen, u. s. w. auch in Nicols Beschreibung der Kanarien-Inseln im 2ten B. der allgemeinen Historie der Reisen.

3) Von den Kanarischen Inseln

haben wir ziemlich befriedigende Nachrichten und Beschreibungen.

Aeltere einzelne Nachrichten und Reisen in de Bry's oriental. Indien, in Hackluyt's Sammlung, in *Bergeron's* Rélations, in der allgem. Historie der Reisen, u. s. w.

Einzelne Werke:

Bonthier, Histoire de la Découverte & Conquete des Isles Canaries &c. à Paris, 1630. 8.

Nunnez de Pena, Conquiſta y antigue-dades de la Isla de Gran-Canaria &c. Madrid, 1676. 4.

Viera y Clavijo (*Joſ. de*) Noticias de la Hiſtoria general de las Islas de Canaria. Madrid, 1762. 4. Voll. 4.

Glas, Geſchichte und Beſchreibung der Kanarien-Inſeln ꝛc. A. d. Engl. gr. 8. Leipz. 1777.

Der Verfaſſer dieſes Hauptwerks über die Kanarien-Inſeln liefert in demſelben die Geſchichte dieſer Inſeln aus einem ſpaniſchen im J. 1632. von dem Mönch Galineo auf der Inſel Palma geſchriebenen Manuſcript überſezt, und fügte dann eine Beſchreibung derſelben hinzu.

Im 2ten Bande der allgem. Hoſtorie d. R. ſteht die ziemlich brauchbare Beſchreibung der Kanarien-Inſeln von Thomas Nicols. — Auſſerdem findet man in mehreren Reiſebeſchreibungen, deren Verfaſſer im Vorbeifahren auf einer oder der andern von dieſen Inſeln ausgeſtiegen ſind, kürzere, mehr oder minder ſchäzbare Nachrichten, z. B. in Dampier's, Robert's, Le Maire's, Kühn's, Kindersley's und Anderer Reiſen.

4) Von den Kapwerdiſchen Inſeln enthält

der 2te Band der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, S. 156 u. ff.

eine schäzbare aus den beßten Reisebeschreibungen zusammengetragene Beschreibung.

Aeltere hiehergehörige Reisenachrichten findet man ebendaselbst und in Hackluyts Sammlung.

Ferner findet man zerstreute Nachrichten in van den Broek's (Recueil des Voyages qui ont servi à l'Etablissement de la Comp. holl. des Indes orientale, T. IV.) Le Maire's, Dampier's, Byron's, Forster's, Portlock's und Anderer Reisen.

5) Von den Linien-Inseln

handeln, ausser den älteren Reisebeschreibern in den bekannten grossen Sammlungen, vorzüglich:

Des Marchais, Voyage en Guinée und

Labat, Rélation historique de l'Ethiopie occidentale.

6) Die Insel Aszension

beschreibt Forster, in seiner Reise um die Welt, am vollständigsten. Andere Nachrichten finden sich in mehreren Reisebeschreibungen.

7) Die Insel St. Helena

beschreiben mehrere Reisende, vorzüglich Cook, Forster, Makintosh und Langstedt.

Im 1 B. des J. 1785 des historischen Portefeuille findet man auch kurze Nachrichten von dieser Insel.

II. Vorläufige geographische Uebersicht.

Die westafrikanischen Inseln bilden theils mehrere Gruppen und Inselhaufen, theils liegen sie einzeln in dem atlantischen Ozean, auf der Westseite von Afrika.

1.

Die azorischen oder Habichts-Inseln

liegen im Ozean auf der untern Halbkugel, zwischen dem 6ten und 13den Grade westl. Länge, und dem 37sten und 40sten Grade nördl. Breite. Sie sind vulkanisch, und sehr fruchtbar an Getreide, Wein, Zukker und Honig. Die Einwohner sind portugiesische Kolonisten. Auch gehören diese Inseln, neun an der Zahl, zu dem Staate von Portugal.

Terceira und St. Miguel sind die zwei größten dieser Inseln, die übrigen heissen: S. Ma-

ria, S. Jorge, Graciosa, Fayal, Pico, Flores und Corvo.

2.

Die Maderischen Inseln,

von der Hauptinsel Madera benannt, liegen auf der obern Halbkugel, südöstlich von den Azoren, und bestehen aus:

1) Der Insel Madera, die sehr reich an trefflichem Weine und Südfrüchten ist.

2) Der kleineren Insel Porto santo, und

3) Den wůsten Inselchen oder Salvages.

Diese Inseln sind portugiesisch, und werden sonst auch zu den Kanarien gerechnet.

3.

Die Kanarien-Inseln

liegen südlich von vorigen, sind sehr fruchtbar an Getreide, Wein, Südfrüchten, auch Zukker u. s. w. und gehören den Spaniern. Die Ureinwohner werden Guantschen genannt.

Dieser Inseln sind sieben, nämlich:

1) Lancerota.

2) Fuertaventura.

3) Kanaria.

4) Teneriffa, mit dem berühmten Spitzberge.

5) Gomera.

6) Ferro, und

7) Palma. —

4.

Die Kapwerdischen Inseln,

oder Inseln des grünen Vorgebirgs liegen bei diesem Vorgebirge, von welchem sie den Namen haben, und sind zum Theil unfruchtbar. Die wichtigsten Produkte sind: Salz, Zukker, Baumwolle, Ziegen und Schildkröten. Die Einwohner sind zum Theil Negern. Die Portugiesen sind Herren dieser Inseln, deren Zahl sich auf zehen beläuft. Ihre Namen sind:

1) St. Jago,

2) Brava,

3) Fuego,

4) Majo,

5) Boavista,

6) Sal,

7) S. Niclas,

8) S. Lucia,

9) S. Vincente,

10) S. Antonio.

5.

Die Linien- oder Guinea-Inseln

liegen in dem grossen Busen von Guinea, unter und nahe an dem Gleicher. Ihre wichtigsten Produkte sind: Zukker und Südfrüchte. Es sind ihrer viere:

1) Prinzeninsel, 2) S. Thomas – gehören den Portugiesen.

3) Fernando Po, und 4) Annobon – gehören den Spaniern.

6.

Die Insel Aszension

liegt westlicher im Ozean, und ist nur von Schildkröten bewohnt, um deren willen die Seefahrer hier anlegen. Diese und die benachbarte eben so öde Insel S. Matthias werden beide von den Portugiesen in Anspruch genommen.

7.

Die Insel S. Helena

südöstlich von vorgenannter, dem Kap Negro gegenüber, eine angenehme Felseninsel, von brittischen Kolonisten bewohnt, gehört den Engländern, und dient ihren Ostindienfahrern zum Erfrischungsplazze.

Be-

Beschreibung
der
westafrikanischen Inseln.

I.

Die Azorischen (oder Habichts-) Inseln.

Die Azorischen Inseln im großen Ozean zwischen Afrika und Amerika wurden zuerst im Jahre 1439 von einigen flämmischen Schiffen entdekt. Verschiedene Familien dieser Nazion liessen sich zugleich auf der Insel Fayal nieder, wo noch jezt ein Kirchspiel Flamingos heißt. Deßwegen haben einige ältere Geographen diese Inseln die flämischen Inseln genannt. Im Jahre 1447 entdekten die Portugiesen die Insel Santa Maria oder die östlichste in dieser Gruppe, hernach St. Miguel und darauf Terceira (die dritte). Don Gonzalo Velho Gabral, Kommandeur von Almuros ließ sich im J. 1449 auf Terceira nieder, und legte die Stadt Angra an. Die Inseln St. George, Graciosa, Piko und Fayal wurden nacheinander entdekt, und in Besiz genommen. Endlich entdekte man auch die beiden westlichen Inseln dieser Gruppe, und nannte sie Flores und Corvo, die eine wegen den häufigen Blumen, die andre wegen der Menge von Krähen, die dort gefunden werden. —

Diese Inseln liegen in dem gemäßigten Erdgürtel, und haben ein sehr mildes, schönes Klima; die Luft ist rein, der Himmel immer heiter, und die Witterung angenehm. — Die Inseln sind alle vulkanisch, und leiden sehr viel von Erdbeben, und von dem stürmischen Meere. — Der Boden ist bergig, doch sehr fruchtbar, besonders an Getreide, Wein, Südfrüchten, Vieh u. s. w. Es gibt auch mineralische Quellen.

Zur Zeit der Entdekkung waren diese Inseln alle unbewohnt, nur eine grosse Menge von Habichten fand sich hier, daher der jezzige Name derselben. — Die gegenwärtigen Einwohner sind alle Portugiesen; ihre Anzahl beläuft sich auf ungefähr 70,000 Seelen. Sie sind sehr arbeitsam und religiös. — Diese Inseln werden, ausser den Portugiesen, selten von europäischen Seefahrern besucht.

Seit ihrer Entdekkung gehören sie zu dem Staate von Portugal. Sie werden von einem General-Gouverneur regiert, der zu Angra auf der Insel Terceira residirt. Die Diözös des Bischofs, der ebenfalls zu Angra wohnt, erstrekt sich über alle Azoren, seine Einkünfte werden in Weizen entrichtet, und belaufen sich auf 300 Muys, jedes zu 24 Englischen Scheffeln; jedes Muy ist wenigstens 4 Pfund Sterling werth, so, daß er gegen 1200 Pfund Sterling jährli-

che Einkünfte hat. Jede Insel steht unter einem Capitan-Mor oder Kommandanten, der die Aufsicht über das Polizeiwesen, die Miliz, und die Einkünfte hat. Ein Juiz oder Richter steht dem Civil-Wesen auf jeder Insel vor, man appellirt von ihm an ein höheres Gericht in Terceira und von diesem wieder nach Lissabon an das oberste Gericht. Die Einwohner sollen sehr streitsüchtig seyn, und daher den Advokaten viel zu thun geben.

Dieser Inseln sind neun an der Zahl, und in der Ordnung ihrer Entdekkung folgende:

1. Santa Maria

ist vom Kap St. Vincent in Algarbien 250 portugiesische Meilen entfernt, und im J. 1432 den 15ten August von Gonzalo Velho Cabral entdekt und benannt worden. Sie ist 4 Meilen lang und 3 breit, und hat gegen Südwesten einen Haven in einem Meerbusen, der durch einige Schanzen beschüzt wird. Die Zahl der Einwohner ist 5000; Mehrere derselben beschäftigen sich mit Verfertigung von Töpferwaaren, die auf allen diesen Inseln abgesezt werden. Der vornehmste Ort auf der Insel ist Porto, ein Flekken mit zwei Klöstern. Ausserdem gibt es noch einige Kirchspiele und Dörfer.

2. San Miguel

die erste Insel von Nordosten her, wenn man

von Lissabon wegsegelt, ist vom Kap d'Espichel ungefähr 212 Portugiesische Meilen entfernt; sie wurde im J. 1444 am 8ten Mai vom Gonzalo Velho Cabral entdekt und so genannt worden, weil an demselbigen Tage die Erscheinung Michaels gefeiert wurde. Sie ist 18 Meilen lang und bis 2 Meilen breit. Die beiden Häven sind an der Südseite und ohne Beschüzzung, nemlich bei der Stadt Ponta Delgada und bei Villa franka. Sie ist unter allen benachbarten Inseln am stärksten bewohnt, denn man zählt auf derselben 10,918 Feuerstellen und über 51,500 Menschen *) ohne 1393 Geistliche, Mönche und Nonnen. Sie hat auch unter allen den größten Ueberfluß an Lebensmitteln, ob sie gleich noch lange nicht ganz und gehörig angebaut ist. Sie ist besonders reich an Weizen und Wein, so daß sie ein Jahr ins andre gerechnet, 1200 Scheffel Weizen, fast noch einmal so viel Hirse, und ungefähr 5000 Pipen Wein hervorbringt. Flachs wird auch in Menge gebaut, und daraus eine grobe Leinwand verfertigt, von welcher jährlich drei Schiffsladungen nach Brasilien gehen. — Ferner werden hier seit 1715, da sich französische Manufakturisten auf der Insel niederliessen, gute Tücher fabrizirt. Die Hauptmannsschaft über diese Insel kaufte 1474 Rüy

*) Nach Forster nur 25,000; nach Ponzelin gar nur 15,000 Seelen.

Gonçalves da Camera für 32,000 Kruzados *) an sich, dessen Nachkommen nämlich die Grafen von Ribeira Grande davon jährlich 30,000 Kruzados zogen. Endlich zog der König im J. 1753 diese alte königliche Domäne wieder ein, und gab dem Grafen von Ribeira Grande zur Schadloshaltung den Titel eines Marquis von Villa franka, einige Herrschaften und Kommenden der Ritter-Orden.

Die Insel hat eine Stadt, 5 Flekken und 22 Dörfer.

1) Ponta Delgada, die Hauptstadt, welche vom J. 1445 bis 1499 ein Dorf war, da sie von König Emanuel zu einem Flekken und im J. 1546 vom König Johann III. zu einer Stadt gemacht ward. Sie liegt auf der Südseite der Insel in einer ebenen Gegend an einem offenen Haven, der durch eine Schanze beschüzt wird, und enthält 1879 Feuerstellen, 3 Pfarrkirchen, und 7 Klöster. Ausserdem ist noch der Pallast des Gouverneurs, das Rathhaus, das Zollhaus, und das Armenhaus zu bemerken. Sie ist auch der Siz eines Juiz de Fora,

---

*) Eine fingirte Münze. Ein alter Crusado wird zu 400 und ein neuer zu 480 Reis gerechnet. $24\frac{1}{2}$ Reis machen 1 Ggr. Also Millereis oder 1000 Reis machen 1 Rthlr. und beinahe 17 Ggr.

von welchem man an den Corregidor zu Angra appellirt.

2) Villa franka, ein Flekken, der älteste Ort auf der Insel, hat den Beinamen franka erhalten, weil er anfänglich keine Abgaben zahlte. Vor dem Haven liegt eine Insel, welche etwa eine Meile im Umfange hat, und an der Seeseite wird er durch ein Fort und einige andere Werke beschüzzet. Der Ort besteht aus 813 Feuerstellen, hat 2 Pfarrkirchen und 2 Klöster. Zu seinem Gebiet gehören 9 Dörfer.

3) Ribeira Grande liegt an der Nordseite, an einem grossen Meerbusen und am Fusse eines Gebirgs. König Emanuel hat diesen Ort im J. 1507 zu einem Flekken gemacht. Er enthält 1424 Feuerstellen, 2 Pfarrkirchen und 2 Klöster.

4) Nordeste ist vom König Emanuel 1514 zu einem Flekken gemacht worden; enthält 330 Feuerstellen, und eine Pfarrkirche.

5) Agua de Pao hat im J. 1515 vom König Emanuel Flekkenrecht bekommen, enthält 334 Feuerstellen, und eine Pfarrkirche.

6) Alagoa hat im J. 1522 vom König Johann III. Flekkenrecht erhalten und begreift 605 Feuerstellen und 2 Pfarrkirchen.

† Die neue Insel, welche 1720 zwischen St. Miguel und Terceira entstand, ist nach und nach wieder versunken.

3. Terceira

hat diesen Namen erhalten, weil sie die dritte dieser Inseln war, die entdekt worden, doch weiß man das Jahr der Entdekkung nicht gewiß anzugeben, ohngefähr zwischen 1444 und 1450. Ihre Länge beläuft sich auf 13 und ihre Breite auf 6 Meilen. — Die ganze Insel ist mit steilen Felsen und Klippen umgeben, auch ist ihr Boden selbst sehr bergig, doch wol bewässert, sehr fruchtbar und wol angebaut. Sie liefert Weizen in grosser Menge, so daß vieler davon alljährlich nach Lissabon geführt wird. Obst wächst häufig. Der Wein ist jedoch nur gering. Das Rindvieh ist schöner und grösser, als irgendwo in Europa. Schafe, Geflügel und Wildbrät gibt es genug. Die Fische sind trefflich. Bei all' dem ist auch das Klima sehr angenehm, nur leidet die Insel vieles von Vulkanen. In den J. 1760 und 1761 wurde sie von Erderschütterungen und Feuerausbrüchen geängstigt. — Die Einwohner, deren Zahl (von Forster) auf 20,000 Seelen angegeben wird, sollen sehr stolz, bigot und gallant seyn. Sie treiben nur wenig Handel; der wichtigste Gegenstand desselben ist Waid.

Die Insel ist in zwei Hauptmannschaften abgetheilt:

1) Die Hauptmannschaft Angra begreift eine Stadt, einen Flekken und mehrere Dörfer. Zu bemerken sind:

(1) Angra, die Hauptstadt der Insel, liegt auf der Südküste. Ihr Haven ist ein Meerbusen zwischen zwei Erdspizzen, von welchen die eine nach Westen, die andere nach Osten liegt; beide sind eine Vierfelmeile von einander, und etwa noch einmal so weit von der Stadt entfernt. Auf jener ist das Kastell St. Sebastian, und auf dieser, auf einem hohen Berge, welcher Monte do Brasil genannt wird, das Kastell St. Joao Baptista, worin 160 Kanonen, nebst noch einer Bastion. Der Haven ist rein, gut zum Ankern, kann viele Schiffe fassen, und ist vor den Winden, ausgenommen vor dem Südost-Winde, sicher; er wird aber wenig besucht; überhaupt ist der Handel hier gar nicht lebhaft. Die Stadt ist nicht stark bewohnet, hat breite, gut gepflasterte weite und gerade Strassen, 6 Pfarrkirchen, darunter auch die bischöfliche Kathedralkirche ist, ein Armenhaus, ein Hospital und 8 Klöster. Unter dem Bischoffe stehen alle Azorischen Inseln, er

selbst aber steht unter dem Patriarchen zu Lissabon. Das weltliche Regiment wird von mehreren Beamten verwaltet. Ueberdies ist hier ein Korregidor, unter dessen Gerichtsbarkeit alle 9 Inseln stehen, und von dem man an das Appellationsgericht zu Porto appellirt; ferner einige Beamte der Inquisizion, und endlich sind hier 2 Provedores, davon der eine die königliche Kammereinkünfte, der andere das Schiffswesen besorgt. Die Stadt hat das Recht einen Bevollmächtigten auf den portugiesischen Reichstag zu ernennen. Sie ist im J. 1533 für eine Stadt erklärt worden.

(2) Sebastiao eine halbe Meile vom Meere zwischen Bergen, ist der älteste Flekken auf der ganzen Insel. Er wird von 6 Forts beschüzzet, und zu seinem Distrikte gehören 4 Oerter.

2) Die Hauptmannschaft Praya besteht aus einem Flekken und verschiedenen Oertern.

Praya der Flekken, welcher auf einem ebenen Ort an einem grossen Meerbusen liegt, der vor den Winden sicher ist. Er ist mit Mauern und vier Bastionen umgeben, enthält eine Pfarrkirche, welche bei den Andächtigen wegen ihrer Reliquien in grossem Rufe steht, 3 Klöster innerhalb der Stadt und eines auf-

serhalb der Mauern, hat auch ein wolversorgtes Armenhaus, zwei Hospitäler, und ein Zollhaus. — Die Rheede von Praya ist sehr gut.

4. Santo Jorge (St. Georg)

liegt ohngefähr 8 Meilen von Terceira, ist eilf Meilen lang, ein und eine halbe Meilen breit, gegen Norden ist ein hoher Felsen, sonst aber ist die Insel ziemlich hoch und eben, an der Mittagsseite ist ein Haven für kleine Schiffe. Sie soll im J. 1450 am Tage St. Georgs entdekt worden seyn. Uebrigens ist sie nicht von grosser Wichtigkeit. Sie hat nur 5000 Einwohner, welche sehr vielen Weizen, aber wenig Wein bauen. Die Flekken, welche man auf derselben findet, sind:

1) Villa de Velas, der Hauptort, hat eine Pfarrkirche, ein Kloster und den schon genannten Haven.

2) Villa do Topo der älteste Ort der Insel mit einem hohen Felsen umgeben.

3) Villa da Calhetta, ein geringer Flekken.

Die Südseite der Insel ist wol bewohnt, denn ausser den genannten drei Flekken sind daselbst noch vier Oerter. Die Nordseite hingegen hat einen so rauhen Boden, daß sie nicht leicht bebauet werden kann, doch ist daselbst ein Ort.

5. Graciosa

erstrekt sich von Westen nach Osten, ist 3 Meilen lang, und ihre größte Breite ist 2 Meilen. Das Jahr ihrer Entdekkung ist ungewiß. Ihren Namen soll sie von ihrem ausnehmend reizenden Anblik erhalten haben. Sie ist auch wirklich ein sehr angenehmer Aufenthalt. Die Luft ist ungemein gesund und rein. Der Boden ist sehr fruchtbar und wol bewässert. Die Einwohner, deren Zahl nur auf 3000 Seelen angegeben wird, bauen Weizen, Gerste, Hirse, Flachs und Hanf in Menge; auch Wein, der aber schlecht ist, und zu Branntwein gemacht wird; dabei legen sie sich auf die Viehzucht, und führen Butter und Käse aus.

Die beiden Flekken dieser Insel sind:

1) Santa Cruz, an einem Meerbusen, der einen Haven bildet, welcher Calhetta heißt, und durch eine Fortereße beschüzt wird, hat eine Pfarrkirche, ein Armenhaus und ein Kloster. —

2) Praya, liegt ebenfalls an einem kleinen Busen.

6. Fayal.

Die Insel ist 9 (portug.) Meilen lang, und hat deren drei in ihrer größten Breite. Ihre ersten Entdekker sollen Seeleute von den anderen

Azoren gewesen seyn. Den Namen hat sie von den grossen Buchen, die man hier fand, erhalten. — Die Insel ist sehr anmuthig und reizend. Der Boden ist auch sehr fruchtbar, und wird von häufigen Regen getränkt. Uebrigens ist das Klima angenehm und mild. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 15000 Seelen beläuft, sind sehr arbeitsam, und bauen vorzüglich viel Weizen und Mais, die trefflichsten Gartengewächse, und etwas Wein. Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel sind in hinreichender Menge vorhanden. — In der Mitte der Insel ist ein Vulkan, der im J. 1672 zum lezten Male gebrannt hat; jezt ist sein Krater mit Wasser angefüllt.

Die ganze Insel ist in 12 Kirchspiele abgetheilt, wovon drei in dem Hauptorte sind, welcher ist:

Horta, oder Villa de Horta, das einzige Städtchen der Insel; liegt auf der Westseite und hat einen Haven, der vor allen Winden, den Ost- und Nordost-Wind ausgenommen, sicher ist, und durch zwei Fort beschüzt wird, die aber in schlechtem Vertheidigungsstande sind. Neben demselben liegt gegen Süden noch ein anderer Haven, Namens Portopin, der von dem Haupthaven durch eine schmale Erdzunge getrennt wird. Die Lage dieses Städtchens ist ungemein schön und romantisch, an einem Amphitheater immer

grüner Hügel. Der Ort selbst gibt von der Seeseite her einen sehr gefälligen Anblik. Er ist lang, besteht nur aus einer Hauptstrasse, die von einigen Querstrassen durchschnitten wird; faßt aber gegen 6000 Einwohner in sich. Es sind hier auch drei Pfarrkirchen und fünf Klöster. Das Städtchen hat eine Zeitlang den Titel einer Grafschaft geführt. Die Insel hat ihren besondern Ouvidor, von welchem man an den Corregedor von Terceira appellirt.

7. Piko

ist 16 Meilen lang und über 5 Meilen breit. Man kann sie von weitem an dem hohen Spizberge erkennen, von dem sie den Namen hat; derselbe soll bei 3 Meilen hoch seyn. Er ist oft in Wolken gehüllt, und dient den Einwohnern von Fayal statt eines Barometers. — Gegen Norden wird die Insel von St. Jorge durch einen Kanal, der 2 bis 4 Meilen breit ist und gegen Westen von Fayal durch einen andern, der nur ein und eine halbe Meile breit ist, getrennet. Der vornehmste Haven ist bei dem Flekken, das Lagens, der andere St. Magdalena genennet, und der gegen dem Städtchen Horta über liegt, ist nur für kleine Schiffe, Man kann das Jahr der Entdekkung dieser Insel nicht gewiß bestimmen. — Das vorzüglichste und beinahe einzige Produkt derselben ist Wein. Die ganze Insel ist mit den schönsten Weingärten bedekt. Getreide

und andre Lebensmittel werden den Einwohnern aus Fayal herüber gebracht, und die reichen Leute dieser leztern haben grosse Besizzungen auf der gegen Fayal über liegenden westlichen Seite von Piko. Zur Zeit der Weinlese, welche hier ein grosses Freudenfest ist, kömmt der dritte Theil der Bewohner von Fayal mit allen den Ihrigen auf diese Insel herüber, um sich lustig zu machen und Trauben zu essen. — Der beßte Wein wächst auch in den Weingärten, die den Bewohnern von Fayal gehören. Der Herbst ist jezt nicht mehr so ergiebig, als vormals; doch werden jährlich immer noch 18, bis 20,000 Fässer Wein gewonnen. Dieser Wein ist sehr angenehm, und stark. — Ausserdem hat diese Insel auch viel Holz, insonderheit Zedern und gewisse Bäume, die ein sehr hartes und innwendig röthliches Holz haben, Teixos genannt, und sehr hoch gehalten werden. Diese Insel ist nicht nur die größte, sondern auch die volkreichste der Azoren, indem sie 30,000 Einwohner zählt. Sie hat ihren eigenen Ouvidor.

Die Hauptorte sind:

1) Villa das Lagens, ein kleiner Flekken, liegt an der Südseite, und hat einen Haven.

2) Santo Roque, ein noch kleinerer Ort.

Ausserdem gibt es noch andere, wolbewohnte und begüterte Oerter und Kirchspiele, wie auch ein Kloster auf der Insel.

8. Flores

ist zehen Meilen lang und drei breit. Die Zeit ihrer Entdekkung ist ungewiß. Sie hat 3 Rheden, ist sehr fruchtbar, besonders an Getreide, wovon jährlich 600 Muys ausgeführt werden; auch gibt es treffliches Holz in Menge. Die Einwohner, deren Zahl nicht groß ist, treiben daneben Viehzucht, bauen aber keinen Wein. Ein spanisches Kriegsschiff brachte in diesem Jahrhunderte die venerische Krankheit auf diese Insel, und dies Uebel hat sich allgemein auf derselben verbreitet. Um dies Verbrechen zu büssen, haben die Spanier mit grossen Kosten eine Kirche gebaut, welche nun für das schönste Gebäude auf den azorischen Inseln gehalten wird.

Man findet auf dieser Insel folgende zwei Flekken:

1) Santa Cruz, der kleine Hauptort, hat eine Pfarrkirche und ein Kloster. Die Erstgebohrnen in dem Markgräflichen Hause Gouvea führen den Titel der Grafen von Santa Cruz von diesem Orte.

2) Lagens oder Villa das Lagens enthält 300 Feuerstellen, und ist grösser als ersterer.

Ausserdem gibt es noch einige Dörfer auf dieser Insel.

9. Corvo

liegt der Insel das Flores gegen Norden, und wird von derselben durch einen Kanal getrennet, der eine starke Meile breit ist. Sie hat nur drei Meilen im Umfange, und ist die kleinste unter den azorischen Inseln. Sie hat zwei kleine Häven, ein Kirchspiel, und nur etwa 600 Einwohner, die sich größten Theils von dem Akkerbau und der Schweinszucht nähren.

Nossa Senhora do Rosario, der kleine Hauptort dieser Insel, steht unter der Kirche zu Santa Cruz auf Flores.

---

† Um die azorischen Inseln her sind mehrere vulkanische Inselchen und Felsen, die einem beständigen Wechsel unterworfen sind, darunter gehören auch die Formigas (Ameisen) welche von ihrem Entdekker Gonsalo so benannt wurden, weil das Meer umher in beständiger Bewegung ist. Es ist eine Reihe hoher, felsiger, unbewohnter Inselchen, nordöstlich von der Insel Santa Maria, welche nur von Fischern besucht werden.

II.

Die Maderischen Inseln.

A. Die Insel Madera.

Die Insel Madera (portug. Madeira) liegt unter dem 32sten Grade nördl. Breite, und erstreckt sich vom 18ten Grad 30 Minuten bis unter den 19ten Grad 30 Minuten der Länge. Sie bestehet aus einem einzigen grossen Berge, der sich von allen Seiten von der See gegen die Mitte der Insel erhebt, und daselbst in eine Spizze zusammen läuft, auf der sich eine Vertiefung befinden soll, welche von den Einwohner Val genannt wird und ihrer Aussage nach, mit einem feinen immer grünen Grase bewachsen ist. Die Steine, welche Forster *) zu untersuchen Gelegenheit hatte, schienen alle im Feuer gewesen zu seyn, waren löchericht, und von schwarzer Farbe; kurz, der größte Theil derselben war Lava. Einige glichen jener Steinart, welche von den Bergleuten in Derbyshire Dunstone genannt wird. Auf der ganzen Insel besteht das

*) Auf seiner Reise um die Welt.

Erdreich aus einem Tras, welcher mit Thon und Sand gemischt und gewissen Erdarten ähnlich ist, welche Forster nachher auf der Insel Aszension angetroffen hat. Aus allen diesen Umständen glaubt derselbe mit Recht schliessen zu können, daß ein feuerspeiender Berg diese Lava und Oker-Erde hervorgebracht habe, und daß oberwähnte Vertiefung auf der Bergspizze der Insel, der Kráter des Vulkans gewesen sey. Beim ersten Anblikke (fährt Hr. Forster fort) von Madera war ich zwar anderer Meinung, allein der schwarze Loo-Felsen, ingleichen jener auf welchem das Kastell St. Johann steht, ferner die Beschaffenheit der Erd- und Steinarten und die Lage vorgedachter Vertiefung überzeugen mich, daß hier alles eine gewaltsame Veränderung vom Feuer erlitten haben müsse. —

Verschiedene Bäche, welche von den höchsten Gegenden in tiefen Schluchten herab strömen, machen grosse Abtheilungen auf der Insel; allein Ebenen, dergleichen andere Reisende bemerkt haben, hat Forster nirgends finden können. In den Betten jener Bäche gibt es an manchen Stellen eine Menge grösserer und kleinerer Steine, welche das Wasser aus den höhern Gegenden, hauptsächlich zur Winterszeit bei heftigem Regen oder bei aufgehendem Schnee herabführt. Zu Begünstigung des Weinbaus wird das Wasser durch Dämme und Kanäle in die Weinberge ge-

leitet, damit jeder Innhaber auf eine bestimmte Zeit Gebrauch davon machen könne; Einige haben es fürs ganze Jahr, Andere wöchentlich dreimal, Andere zweimal, und noch Andere gar nur einmal. Da des heissen Himmelsstrichs wegen kein Weinberg ohne Wässerung bestehen kann, so kann man auch keine ohne grosse Kosten und dazu nur in solchen Gegenden anlegen, wo Wasser von denen zu erhalten steht, die es fürs ganze Jahr, und übrig haben.

Die Insel ist übrigens einer der angenehmsten Plåzze der Welt. Mehrere Reisende nennen sie ein irdisches Paradies. Sie ist wegen ihrer gesunden Luft berühmt; die Witterung ist immer so gemäßigt, daß man weder übermäßige Hizze, noch strenge Kälte daselbst empfindet. Es herrscht ein beständiger Frühling, und die Früchte und Blumen wachsen durchs ganze Jahr. Die Fruchtbarkeit des Bodens übertrifft alle umliegende Inseln *). Das Gras wächst so hoch, daß man es wegbrennen muß; pflanzet man nun in diese Asche Zukkerrohr **), so kann man es schon

*) Jezt ist die Insel nicht mehr so fruchtbar, als sie gewesen ist, der allzu ausgemergelte Boden will nicht mehr mit so vielem Wucher den anvertrauten Saamen wieder geben. — Die Fruchtbarkeit nimmt ab. (Allgem. H. a. R. 4ter Band.)

) **Prinz Heinrich von Portugal, ein Freund und

3 Monate hernach einernten. Man findet hier eine Menge schöner Zedern *), Südfrüchte aller Gattungen, Pomeranzen, Limonien von ausserordentlicher Grösse, Bananas, Zitronen, Aprikosen, Pfersiche, Pflaumen, Nüsse, Trauben. Forster sah eine Traube, die sechs Pfund wog. Die Beeren derselben sind gemeiniglich so groß, wie unsere Pflaumen, sie sind durch ihren angenehmen Geruch besonders merkwürdig. Allein durchgehends haben die Früchte dieser Insel einen süssen Geschmak. Der Zukker der hier gepflanzt wird, ist sehr schön, und hat einen angenehmen Violengeruch.

Die größte und einträglichste Aerndte der Einwohner bestehet in Wein, weßwegen diese Insel auch berühmt ist **). Wo das Erdreich, die Lage und das Wasser es erlauben, wird Wein gebaut. Jeder Weinberg wird durch einen oder

Beförderer der Wissenschaften und Schiffart, begünstigte auch den Anbau von Madera, und ließ Zukkerrohr aus Sizilien dahin verpflanzen.

*) Gonzales zündete die Wälder auf Madera an, um die Insel fruchtbarer und zum Akkerbau tüchtiger zu machen. Dadurch wurde das Holz auf dieser Insel so selten, als es zuvor häufig war. (Allgem. Hist. d. R. 1ster B.)

**) Prinz Heinrich ließ die Weinstökke dazu aus der Insel Kandia holen, und die Hoffnung des guten Fortgangs ward durch den Erfolg übertroffen.

mehrere Gänge durchschnitten, die 3 bis 6 Fuß breit und mit 2 Fuß hohen Mauren eingeschlossen sind. Längst den Gängen, welche mit 7 Fuß hohen Lattenwerk überwölbt sind, werden in gleicher Entfernung von einander Pfäle aufgerichtet, auf welche man ein Gitterwerk von Bambusrohr befestigt, das von beiden Seiten des bedekten Ganges bis ohngefähr 2 Fuß von der Erde herab geht und in dieser Höhe den ganzen Grund des Weinberges bedekt. Auf diese Weise werden die Ranken in die Höhe gehalten, und die Arbeiter haben Plaz, das Unkraut, welches zwischen den Rökken hervorkeimt, auszujäten. In der Weinlese kriechen sie unter das Lattenwerk, schneiden die Trauben ab, und sammeln sie in Körbe. Diese Art, den Grund von Unkraut rein und feucht zu erhalten, und die Trauben im Schatten reifen zu lassen, gibt dem Madera-Wein jenen vortreflichen Geschmak, und die Eigenschaft, den Mund recht zu füllen (Corps), welche ihm so eigenthümlich ist. Es entsteht aber aus dieser Behandlung des Rebbaues die Nothwendigkeit, daß gewisse Plázze zu Bambus-Pflanzungen angewandt werden müssen, weil das Lattenwerk nicht ohne Bambusrohr gemacht werden kann. Wann es daher einem Weinberge seiner Lage nach, an diesem unentbehrlichen Rohre fehlt, so kann er nicht gehörig gebaut werden, und bleibt deßwegen oft ganz brach liegen *).

---

*) Nach Forster, am angef. Orte.

Der Wein ist von verschiedener Güte und ungleichem Preiße. Der beßte wird von einer Art Trauben gemacht, die Prinz Heinrich hieher pflanzen ließ. Er heisset Madera-Malvasier (Madeira Malmsey) die Pipe davon kann auf der Stelle nicht unter 40 bis 42 Pfund Sterling eingekauft werden. Es ist ein köstlicher süsser Wein, fällt aber nur sparsam. Die nächste Sorte ist ein Teokkenbeeren-Wein, welcher nach London verfahren wird; von diesem gilt die Pipe 30 bis 31 Pfund Sterling. Geringere Sorten für Ost- und Westindien und für Nordamerika kosten nach Beschaffenheit ihrer Güte von 18 bis 20 Pfund Sterling. Es werden, ein Jahr in das andere gerechnet, jährlich ohngefahr 30,000 Pipen eingeerndet, jede zu 110 Gallons. Von den besten Sorten werden 13,000 Pipen ausgeführt, das übrige wird theils zu eigenem Gebrauch auf der Insel behalten, theils zu Branntwein gebrannt, der nach Brasilien geht, theils wird Weineßig daraus gemacht.

Die Weinberge sind mit Mauerwerk oder mit Hekken von Granaten, Myrten, Brombeeren und wilden Rosenstauden umzogen. In den Gärten *) werden Pfersiche, Aprikosen, Quit-

*) Im 2ten Bande der Allgem. Histor. aller Reisen steht: "Atkins fand in den Gärten eine sonderbare Blume, welche er die immerdauernde nennet, weil

ten, Aepfel, Birnen, welsche Nüsse, Kastanien und andere europäische Früchte gezogen; zuweilen findet man in denselben auch einige tropische Gewächse, als: Pisangs, Goaven, Ananas. — Wo in den höhern zum Weinbau untauglichen Gegenden nur auf irgend eine Weise ein Stük ebenes Land anzutreffen ist, oder durch Handarbeit dazu gemacht werden kann, da pflanzen sie Zehrwurzeln (Arum esculentum L.) und umziehen es der Wässerung wegen mit einem Aufwurf von Erde, weil diese Pflanze in feuchten Gründen am besten fortkömmt; die Blätter brauchen sie zum Futter für die Schweine, die Wurzel selbst wird von den Landleuten geessen. Süsse Kartoffeln (Convolvulus batatus) werden zu eben diesem Behufe gepflanzt, und machen nebst den Kastanien, den Hauptartikel ihrer Kost aus. Von leztern findet man grosse Wälder in den höheren Gegenden des Landes, wo der Weinstok nicht fortkömmt.

Weizen und Gerste wird auch gesäet, vorzüglich an solchen Stellen, wo die Reben vor Alter ausgehen wollen, oder wo dergleichen erst neulich gepflanzt worden sind. Indessen reicht ihre ganze Getreide-Aerndte doch kaum auf drei Monate hin; weßwegen sich die Einwohner auch

---

sie einige Jahre, nachdem sie abgepflükt worden, noch immer eben so frisch bleibet, als sie am Stokke war, und nicht verwelket."

anderer Nahrungsmittel, besonders des Nordamerikanischen Korns bedienen müssen, wovon jährlich grosse Ladungen eingeführt, und gegen Wein vertauscht werden. Hieran ist freilich der Mangel an Dünger, theils die Faulheit des Volkes Schuld; allein wenn auch gleich der Akkerbau hier auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht wäre, so würde dem Anschein nach dennoch nicht Korn genug gewonnen werden können. — Ihre Dreschtennen machen die Einwohner zirkelrund, und legen solche in einer Ekke ihres Feldes an; zu welchem Ende der Boden dort gereinigt und vest gestampft wird. Die Garben werden rund darauf herumgeschichtet, und ein vierektes Bret, das unten mit scharfen Flintensteinen besezt ist, wird durch ein Paar Ochsen darüber hergezogen *). Um das Bret noch schwerer zu machen, stellt sich der Ochsentreiber oben darauf, hierdurch wird das Stroh zu Häkkerling zerrissen, und das Korn zugleich aus den Aehren gebracht.

Die zahmen Thiere, welche man in Europa hat, sind gleichfalls auf Madera anzutreffen; und obgleich die dasigen Hämmel und Ochsen nur klein sind, so ist ihr Fleisch doch wolschmekkend. Die Pferde sind ebenfalls klein, aber sicher auf den Beinen; sie klettern mit der größten Fertig-

*) Nach Art der Morgenländer.

keit die steilsten Felswege hinauf; denn andere Wege gibts hier nicht, und von Räderfuhrwerk weiß man hier zu Land gar nichts. In der Stadt aber gibt es eine Art Schleifen oder Schlitten, die aus zwei, durch Queerhölzer verbundenen Bretern bestehen, welche vorn einen spizzen Winkel machen; man spannt Ochsen davor, und bedient sich derselben um Weinfässer und andere Waaren fortzubringen.

Von wildem Geflügel gibt es hier mehrere Arten als von anderm Wildbrät, von dessen sonst zahlreichem Geschlecht hier nur das Kaninchen allein der Repräsentant ist. Von den Vögeln, die Hr. Forster gesehen, sind vornemlich zu bemerken: der Sperber, verschiedene Arten von Krähen, Aelstern, Wald- und Feldlerchen, Staaren, Goldhammern, gemeine und Bergsperlinge, gelbe Bachstelzen und Rothkehlchen, wilde Tauben; auch sieht man Schwalben, die den ganzen Winter über hier bleiben und sich nur bei kaltem Wetter auf wenige Tage verlieren, während welchen sie sich in den Felsenklüften verkriechen; und beim ersten warmen Tage wieder zum Vorschein kommen. Das rothbeinige Repphun ist in dem innern Theil der Insel gemein, vermuthlich weil es dort weniger gestört wird. Der rothschnäbelichte Sperling, Buchfinken, Distelfinken, Butterfinken und Kanarienvögel werden auch alle auf der Insel gefunden.

Es gibt hier keine einzige Schlangenart, aber alle Häuser, Weinberge und Gärten wimmeln von Eidechsen, welche grossen Schaden in den Gärten thun. — Längs den Küsten von Madera und den benachbarten Salvages und Ilhas Desertas fehlt es der See zwar nicht an Fischen, da sie aber zu Beobachtung der Fasttage nicht hinreichen, so führen ihnen die englischen und nordamerikanische Schiffe Häringe und gesalzene und trokkene Stokfische zu *).

Die ganze Insel wird in zwei Capitaneas oder Hauptmannschaften getheilt, welche nach den darinn gelegenen Städten Funchal und Maxiko (Maschiko) genannt werden. Die erstere Capitanea enthält zwei Gerichtshöfe (judicaturas) davon der eine zu Funchal, der andere zu Calhetta ist. Auch in der andern Capitanea befinden sich zwei Gerichtshöfe, einer zu Maschiko, der andere zu San Vincente.

1. Die Hauptmannschaft Funchal — darin

(1) Funchal **), die Hauptstadt und einzige Stadt (cidade) auf der Insel, die Resi-

*) Insekten zu untersuchen hatte Forster nicht Zeit, sonst hätten wir auch davon Nachrichten erhalten, obgleich vierfüßige Thiere, Amphibien und Insekten auf solchen Inseln die weit vom vesten Lande liegen, nicht häufig anzutreffen sind.

**) Der Name Funchal kömmt von dem vielen Fenchel

denz eines Gouverneurs und eines Bischoffs; sie liegt an der südlichen Küste derselben unter dem 32sten Grad 33 Minuten 34 Sekunden Norderbreite, und unter dem 17ten Grad 12 Minuten 7 Sekunden der westlichen Länge von Greenwich. Beim Anlanden wird man durch den malerischen Anblik dieser Stadt angenehm überrascht. Sie liegt rund um die Rhede auf einem sanft anlaufenden Grunde der Vorberge, und hat die Gestalt eines Amphitheaters. Durch diese Lage fallen sämtliche Gebäude und Häuser um so viel vortheilhafter ins Gesicht, sie sind fast durchgehends weiß angestrichen, viele sind zwei Stok hoch, und haben flache Dächer, welches ihnen eine Aehnlichkeit mit der morgenländischen Bauart, und eine Simplicität giebt, die man in England und anderwärts bei den schmalen Häusern mit den schräg zusammenlaufenden Dächern und vielen Schornsteinen vermißt. Am Ufer sieht man verschiedene Batterien und Plattformen mit Kanonen besezt; auch wird die Rhede von einem alten Kastelle bestrichen, welches auf einem steilen, schwarzen Felsen liegt, der bei hohem Wasser von der See umgeben ist, und den die Engländer Loo,

---

her, den die ersten Entdekker in dieser Gegend gefunden haben.

Rok nennen. Hinter der Stadt ist noch ein anderes Kastel St Joanno do Pico (St. Johann auf dem Berg). Die nahgelegenen Höhen, auf welchen man überall Weinberge, umzäunte Gründe, Plantagen, und Buschwerk, nebst Landhäusern und verschiedenen Kirchen erblikt, machen die Schönheit der Landschaft vollkommen. Alles erwekt den Begriff einer bezauberten Insel, und gibt die Idee der hängenden Gärten der Semiramis. *) —

Das Innere der Stadt entspricht bei weitem dem Begriffe nicht, den ihr äusseres Ansehen von der Rheede aus erregt, denn die Straßen sind eng, schlecht gepflastert und schmuzzig. Die Häuser sind zwar von gehauenen und gebakkenen Steinen, aber innwendig dunkel. Nur die Häuser der Vornehmern und der englischen Kaufleute sind mit Glasfenstern versehen; die übrigen haben gemeiniglich Läden von Latten, die oben an Hespen bevestigt sind, und ausgehoben werden können. Die untern Zimmer sind mehrentheils Wohnungen der Bedienten oder Kramläden und Waarenlager. Die Kirchen und Klöster sind schlechte Gebäude, die keine sonderliche Kenntniß der Architektur verrathen. Ihr Inneres ist ohne Geschmak, denn das wenige Licht, welches

---

*) Nach Forster.

von aussen hinein fällt, macht dem Auge nichts als eine Menge Flitterzierathen sichtbar, die in aller Absicht gothisch sind. Das Franziskanerkloster ist nett und geräumig. — Diese Stadt ist der einzige Handelsplaz auf der Insel; auch wohnen hier viele fremde Kaufleute, besonders brittische, die jedoch keinen Gottesdienst halten, und ihre Todten nicht begraben dürfen, sondern sie ins Meer werfen müssen. Die Rheede ist sehr gut; doch nicht ganz sicher. Ferner ist hier auch ein Gesundheitskollegium für die Schiffe. — Die Stadt ist wol bevölkert. Die Einwohner sind theils Portugiesen und andre Europäer, theils Mulatten und Negern. Ihre Sitten werden von manchen Reisenden als sehr verderbt geschildert.

(2) Calhetta, Städtchen oder Flekken (Villa), dessen Gebiet den Titel einer Grafschaft hat, welche der Familie Castello Melhor gehöret. Dieser Ort ist der Siz der zweiten Judikatur.

(3) Camara dos Lobos, Flekken.

(4) Ribeira braba, Flekken.

(5) Ponta de Sol, geringer Flekken.

Diese Capitanea enthält 26 Kirchspiele.

2. Die Hauptmannschaft Maschiko — wo

(1) Maschiko, Hauptort dieser Capitanea, ein Flekken an einem Meerbusen gleiches

Namens, hat 2000 Einwohner, und eine artige Kirche mit einem Bernhardinerkloster. In 16 Zukkerhäusern (Ingenios) wird hier vortrefflicher Zukker gemacht. Hier ist der Siz des ersten Gerichtshofes der Capitanea.

(2) San Vincente, Flekken, wo der Siz des zweiten Gerichtshofes ist.

(3) Santa Cruz, Flekken an einem eben sogenannten Meerbusen.

(4) Moncerino, geringer Flekken.

Diese Capitanea enthält 17 Kirchspiele. —

Der Gouverneur dieser Insel ist das Oberhaupt aller bürgerlichen und Militär-Departements auf Madera, Porto Santo und auf den Ilhas Desertas. Das Justizdepartement steht unter dem Korregidor, an welchen auch alle Appellazionen von den niedern Gerichtshöfen gerichtet werden. Der König, welcher diese Stelle nach Gutbefinden vergeben und wieder nehmen kann, pflegt gemeiniglich Personen aus Lissabon zu diesem Posten zu ernennen. Jeder Gerichtshof (Judicatura) besteht aus einem Senat, dessen Mitglieder sich einen Richter (Juiz) zum Präsidenten wählen. Zu Funchal heißt er Juiz da Fora. Die ausländischen Kaufleute wählen ihren eigenen Richter, Providor genannt, welcher

cher zugleich die königlichen Einkünfte und Zölle zu heben hat. Diese belaufen sich in allem ungefähr auf 120,000 Pfund Sterling, und werden größtentheils auf Besoldung der königlichen Bedienten und Truppen, wie auch zur Unterhaltung öffentlicher Gebäude wieder verwendet. Sie bestehen im Fruchtzehnden, der dem König, als Großmeister des Kristordens zugehöret; ferner in einer Auflage von 10 Prozent auf alle einkommenden Waaren, Lebensmittel allein ausgenommen, und endlich in einer Auflage von 11 Prozent von allen ausgehenden Gütern.

Es gibt nur eine Kompagnie regulirter Truppen von 100 Mann auf der Insel; die Miliz hingegen ist an 3000 Mann stark, und in Kompagnien eingetheilt. Weder Officiere noch Gemeine dieser Miliz werden besoldet, weil man aber einen gewissen Rang durch sie bekömmt, so sucht ein jeder darin aufgenommen zu werden. Sie stößt jährlich einmal zusammen, und wird einen Monat lang exerzirt. Das ganze Militär steht unter dem Serjeanten Mor und die beiden Capitanos de Sal, welche der Gouverneur um sich hat, thun Adjudanten-Dienste.

Die Anzahl der Weltgeistlichen auf dieser Insel belauft sich auf 1200, wovon viele als Hausinformatoren gebraucht werden. Seit Vertreibung der Jesuiten gibts hier keine ordentliche

öffentliche Schule, ausser einem Seminarium, darin auf Kosten des Königs von einem dazu gesezten Priester 10 Studenten unterrichtet werden; wer aber die Priesterweihe haben will, muß noch auf der neu eingerichteten Universität zu Coimbra in Portugal studieren. Auch ist zu Madera ein Kapitel unter einem Bischoff, dessen Einkünfte beträchtlicher sind, als des Gouverneurs; denn sie bestehen aus 110 Pipen Wein und 40 Muys Weizen, davon jedes 24 englische Buschel hält. Dies bringt ihm in gewöhnlichen Jahren nach Gelde gerechnet, ungefähr 3000 Pfund Sterling ein. Auch sind hier sechzig bis siebenzig Franziskaner in vier Klöstern; in eben so vielen Klöstern sind ungefähr 300 Nonnen *), welche zu den Orden Mercy, St. Clara Incarnacao und Bom Jesus gehören. Die Nonnen des leztgenannten Ordens dürfen das Kloster verlassen und heurathen.

Im Jahr 1768 bestanden die gesammten Einwohner der 43 Kirchspiele zu Madera aus 63,913 Köpfen, 31,341 männlichen und 32,572 weiblichen Geschlechts. — Allein in gedachtem Jahre starben 5,243 Personen, und nur 2,198 Kinder

*) Die Nonnen dürfen zu gewissen Stunden Fremde sehen, sie beschäftigen sich, künstliche Blumen, Körbchen und dergleichen zu verfertigen. (Byrons Reise u. d. W.)

wurden geboren; so daß 3,045 Todesfälle mehr waren als Geburten. *). Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies von einer epidemischen Krankheit hergerührt habe, denn sonst müßte die Insel längst entvölkert seyn, deren Klima doch so vortrefflich ist. Das gemeine Volk ist schwärzlich von Farbe und wohl gebildet, doch haben sie grosse Füsse, welches vermuthlich vom Steigen in den steilen und felsichten Wegen auf den Bergen, herkommen mag. Sie haben eine länglichte Gesichtsbildung, schwarze Augen und schwarzes Haar, welches von dem Kopfe herunter in Lokken fällt, bei Einigen aber sich wollartig zu kräuseln anfängt, eine Eigenschaft, die man der Vermischung mit den Negern zuschreiben könnte. Im Ganzen sind sie plump, doch nicht widerlich gebildet. Die Frauenspersonen sind häßlich, es fehlt ihnen die blühende Farbe, welche nebst der gefälligen regelmäßigen Gestalt dem weiblichen Geschlecht unserer nödlicheren Gegenden, den Vorzug gibt. Hier sind sie klein und stark von Knochen, selbst im Gesicht und besonders an den Füssen. Dabei ist nichts Gefälliges in ihrer Art sich zu tragen, und in ihrem Anstande; der Farbe nach gehören sie zu den dunkelsten Brunetten. Allein die richtigen Verhältnisse ihres Wuchses, die schöne Gestalt ihrer Hände und ihre grosse

*) Forster.

lebhafte Augen, entschädigen sie einigermassen für jene Mängel.

Die Arbeitsleute tragen Sommers leinene Schifferhosen, ein grobes Hemde, einen grossen Hut und Stiefeln. Ausserdem haben einige noch ein kurzes Kamisol von Tuch und einen langen Mantel, den sie zuweilen über den Arm schlagen. Die Frauenspersonen tragen Rökke und kurze enge Leibchen, eine Tracht, die zwar sehr einfach ist, aber manche Personen gar nicht übel kleidet. Hiernächst tragen sie auch wohl einen kurzen weiten Mantel, der Kopf aber bleibt völlig unbedekt, und die unverheuratheten binden die Haare oben auf dem Wirbel des Hauptes zusammen.

Die Leute auf dem Lande sind ausnehmend mäßig, und leben schlecht; sie nähren sich mehrentheils nur von Brod und Zwiebeln oder andern Wurzeln und etwas Fleisch. So elend sie sich aber behelfen müssen, so essen sie doch nicht leicht Eingeweide oder sonst andern Abgang von Fleisch, weil die ärmsten Bettler Kaldaunenschlukker bei ihnen genannt werden. Ihr gewöhnlicher Trank ist Wasser, oder auch Lürke *), ein dünnes Getränk, welches sie aus Weinträbern und Wasser zubereiten, und durch die Gährung etwas scharf und säuerlich werden lassen,

*) Leiren, wie man es im südl. Deutschland nennt.

es kann aber nicht lange aufbewahret werden. Der Wein selbst, der diese Insel so berühmt gemacht hat, und der ihrer Hände Arbeit ist, kömmt selten in ihren Mund. Ihre Hauptbeschäftigung ist, wie wir oben gesehen haben, der Weinbau, da der Weinstok aber den größten Theil des Jahrs keiner Wartung bedarf, so können sie sich ihrer Neigung zum Müßiggang, der in warmen und fruchtbaren Ländern so natürlich ist, desto eher überlassen. Die portugiesische Regierung scheinet bis jezt noch nicht die beßten Mittel dagegen ergriffen zu haben; zwar ist der Befehl ergangen, daß Oelbäume angepflanzt werden sollen, wo der Boden für den Weinwachs zu trokken und unfruchtbar ist; aber noch ist man nicht bedacht gewesen, dem Landmann zuerst unter die Arme zu greifen, oder Belohnungen zu versprechen, die ihn geneigt zu Neuerungen und willig zur Arbeit machen könnten.

Die Weinberge werden pachtweise und immer nur auf ein Jahr lang ausgethan. Die Pächter bekommen vier Zehendtheile vom Gewächs, vier andere müssen dem Grundherren, ein Zehendtheil dem König und eines der Geistlichkeit entrichtet werden. — Ein so geringer Gewinn und der Gedanke, daß sie mehr für andere, als für sich arbeiten, muß natürlicher Weise Muth und Hoffnung niederschlagen. Dennoch sind sie bei aller Unterdrükkung lustig und vergnügt; singen bei

der Arbeit und versammeln sich des Abends, um nach dem Schall einer einschläfernden Zitter zu tanzen und zu springen.

Die Einwohner der Städte sind noch häßlicher als die Landleute und dabei oft blaß und mager. Die Männer gehen nach französischer Art, und mehrentheils schwarz gekleidet, aber gemeiniglich passen die Kleider nicht, und scheinen wenigstens seit funfzig Jahren schon aus der Mode gewesen zu seyn. Die Damen sind feiner und angenehm gebildet; aber die Eifersucht, welche den Männern hier gleichsam angeboren ist, hält sie stäts eingeschlossen, und beraubt sie einer Glükseligkeit, welche den ärmeren Landweibern unbenommen bleibt. — Die Vornehmern machen eine Art von Adel aus, aber ihr Ahnenstolz macht sie ungesellig und unwissend, und verleitet sie zu einem lächerlich affektirten vornehmen Wesen. Die Landgüter gehören einigen alten Familien, die zu Funchal und in den übrigen Städtchen der Insel wohnen.

Die Hauptzüge des sittlichen Karakters dieser Insulaner sind: (nach den Schilderungen der Reisebeschreiber) Wollust, Mäßigkeit, Einfachheit, affektirter Ernst, unerträglicher Hochmuth, und blutgierige Rachsucht.

Fast alle Nazionen handeln nach dieser Insel, und bringen derselben: Hüte, Perükken, Kleider,

Leinwand, Haushaltungsgeräthe, Papier, Schreibzeug, Tische, Stühle und dergleichen, dagegen empfangen sie aus dieser Insel: Wein, Zukker, Honig, Wachs, Orangen, Zitronen, Granatäpfel und Leder. Dieser Handel besteht meistens im Tauschen. —

Wir machen den Beschluß mit der Geschichte dieser Insel. Es ist wahrscheinlich, daß nicht nur die Kanarieninseln, sondern auch Madera und Porto Santo den Alten bekannt gewesen, und wenn man dieses annimmt, so läßt sich leicht die Verschiedenheit ihrer Nachrichten von der Anzahl dieser Inseln einsehen. *) Die Beschreibungen der Alten stimmen auch mit den Neuern überein.

Die Geschichte der Entdekkung dieser Insel beschreiben Faria y Sousa, Antonio Galkano, Juan da Barros und Francesco Alkoforado, **) portugiessische Schriftsteller. Sie ist sehr abentheuerlich und viele zweifeln an der Wahrheit der Erzählung. Unter der Regierung König Eduards des Dritten von England, lebte daselbst ein junger Adelicher, Robert von Machin, dieser verliebte sich in Anna von Arfet,

---

*) Man sehe hievon: Plinii Histor. nat. Lib IV. C. 22.

**) Im 1sten und 2ten Bande der allgemeinen Historie aller Reisen.

ein Frauenzimmer höhern Adels; und wurde auch von ihr geliebt. — Die Aeltern des Fräuleins, denen diese Liebe zuwider war, bewogen den König, einen Befehl an Robert auszustellen, daß er sich entfernen solle, und zwangen ihre Tochter einen andern zu heurathen. Nach diesem kam Robert wieder zurük, und mit ihm seine beleidigte Liebe. Seine Freunde, junge Waghälse nahmen Theil an seinem Kummer, und boten ihm ihren Beistand an; von diesen nun unterstüzt, entführte er seine Anna, bestieg mit ihr und seinen Freunden ein Schiff, um nach Frankreich überzusezzen. Aber ein gewaltiger Sturm überfiel sie, verschlug sie von ihrem Wege und trieb sie dreizehn Tage in dem Ozean herum, bis sie endlich auf eine Insel geriethen. Machin stieg mit seiner Geliebten aus, und überließ Einigen die Bewachung des Schiffes.

Das Land schien ihnen sehr angenehm zu seyn, sie giengen weiter hinein, bauten sich eine Hütte und lebten sehr zufrieden, als den dritten nach ihrer Ankunft das Schiff durch einen heftigen Sturm von Anker gerissen und nach der marokanischen Küste geschleudert wurde, wo es die Seeräuber auffiengen, und die Leute zu Sklaven machten. — Anna starb vor Kummer in den Armen ihres Geliebten, drei Tage nach der Entfernung des Schiffes und Machin folgte ihr bald nach. *) —

*) Andere erzählen die Geschichte also: weil Machins Geliebte auf der See unpäßlich worden war, stieg

Die noch Uebrigen seiner Gesellschaft legten beide in ein Grab, bauten einen Altar darüber, auf den sie ein Kreuz mit der Innschrift, die Machin selbst aufgesezt hatte, stellten. — Alsdann suchten sie mit der ihnen noch übrigen Schaluppe wieder nach England zu kommen, sie hatten aber mit ihren Mitbrüdern einerlei Schiksal.

Juan da Morales aus Sizilien, ein erfahrner Schiffer, war ihr Mitsklave und hörte oft die Erzählung ihrer Abentheuer mit Bewunderung an. Als nun dieser Schiffer im Jahr 1416 losgekauft, und dem Infanten Don Hein.

---

er mit ihr und einigen Gefährten ans Land. Das Schiff aber verließ sie und segelte weiter. Die Dame starb darüber für Unmuth, Machin errichtete ihr ein Grabmal, auf welches er ihre Geschichte schrieb, zimmerte sich einen Kahn aus dem Stamm eines Baums und kam damit nach Maroko. (Allgemeine Hist. aller Reisen, 1ster B.) — Dies wird wird von den englischen Herausgebern nur im Vorbeigehen erzählt, im 2ten Bande erzählen sie es auf die andere Art, und bestätigen die Nachricht mit Zeugnissen. Von der Erzählung, die ich hier in der Anmerkung gesezt habe, sagen die Verf. nur man sagt. Dies ist also noch kein Beweis der Falschheit der Erzählung, da sie doch darin übereinstimmen, daß Machin die Insel zuerst entdekt, und daß seine Nachfolger, das Grabmal seiner Geliebten gefunden haben.

rich von Portugal als ein geschikter Seemann vorgestellt wurde, so erzählte er demselben die wunderbare Begebenheit der gefangenen Engländer. Auf die Versicherung des Morales, daß die Erzählung wahr seie, schikte dieser Prinz zwei Schiffe unter dem Hauptmann Joan Gonsales aus, um diese Insel zu entdekken. Sie segelten nach der Insel Porto Santo, die schon zuvor entdekt war, und von wo aus man immer einen dikken Nebel erblikte. Morales versicherte, dies müsse die Insel seyn, und man sezte die Reise fort; das Schiffsvolk durch das brausende Meer und die dikke Wolke abgeschrökt, drang in den Kapitän, er solle umkehren; Gonsales überwand aber beherzt alle diese Hindernisse, entdekte endlich den 2ten Julius 1419 die Insel, und landete bei Machin's Grab.

Das Land wurde dann im Namen des Königs von Portugal in Besiz genommen. Menschen fanden sie keine, sie rükten weiter fort und richteten ein Kreuz auf, daher sie den Ort Santa Crux nannten. Ein Offizier wurde ausgeschikt die Lage des Landes zu erforschen, und kam mit der Nachricht, daß es eine Insel sei, wieder zurük. An der Südseite der Insel schlug Gonsales einen Wohnplaz auf, und gab ihm wegen des vielen Fenchels (portug. Funcho), den Namen Funchal. Sie fuhren dann weiter um die Insel herum, und fanden an einem Felsen eine

Menge Seewölfe, daher nannten sie den Ort Camara dos Lobos (Wolfshöle) *). Mit Mustern von den vornehmsten Produkten der Insel und mit Wasser von derselben kam Gonsales, ohne Verlust eines einzigen Mannes im August 1420 wieder im Haven von Lissabon an. Er stattete Bericht von seiner Entdekkung ab, und der König nannte sie des vielen vortrefflichen Holzes wegen Madera **).

Im Jahre 1421 that Gonsales mit dem Titel eines Grafen und Hauptmanns der Insel von seiner Gemahlinn und Kindern und neuen Pflanzbürgern begleitet, die zweite Reise dahin. Die Rheede, wo er ankerte, nannte er dem ersten Entdekker zu Ehren, Porto da Maxiko (Maschiko). Er baute bei Machins Grab eine Kirche, und legte den Grund zu der Stadt Funchal. Im Jahre 1433 schenkte der König diese Insel seinem Bruder Don Heinrich auf lebenslang. Gonsales erhielt den Titel eines Grafen von Camara dos Lobos, und zum Wappen einen silbernen Thurm auf Hermelingrund nebst zwei Seewölfen als Schildhalter.

---

*) Andere sagen: Gonsales nannte einen Theil der Insel Camara das Lobes, weil er eine Höle daselbst antraf, die er für eine Höle wilder Thiere hielt. (Allgemeine Historie aller Reisen, 1ster B.)

**) Das Wort Madeira heißt im Portugiesischen, Holz oder Wald.

Dies ist die Geschichte, welche viele bis auf die Entdekkung durch Gonsales für eine Fabel halten, auch Forster sagt in seiner Reise um die Welt: "denn die fabelhafte Erzählung von dem Engländer Machin hat keinen historisch erweislichen Grund." — Dies ist zu schnell abgeurtelt. Die Gründe für die Wahrheit derselben sind: 1) weil nicht englische, sondern portugiesische Schriftsteller diese Geschichte erzählen, und die englische Gesellschaft der Herausgeber der allgem. Historie der Reisen mehr Glaubwürdigkeit verdient, als daß man sagen könnte, sie hätten die Geschichte erdacht; und dann würden sie gewiß so frei nicht gewesen seyn, die Namen der portugiesischen Schriftsteller anzuführen. 2) Wäre die Erzählung falsch, so würden die Herren Engländer doch nicht so unwissend gewesen seyn, um eine Geschichte, die in ihrem Vaterland so viel Aufsehens gemacht haben muß, nicht prüfen zu können. 3) Ist diese Nachricht ganz wahrscheinlich, die Umstände sind übereinstimmend und widersprechen sich nicht. 4) Wann die Erzählung eine Mähre wäre, so würden die portugiesischen Schriftsteller nicht einem Engländer den Ruhm der ersten Entdekkung überlassen, und dann schreiben sie ja auch mehrere Portugiesen. 5) Ist ja Francesco Alcoforado selbst bei der zweiten Entdekkung gewesen, hat den Morales persönlich gekannt, Machins Grab gefunden, und die Geschichte beschrieben.

B. Insel Porto Santo.

Diese nahe bei Madera gelegene Insel ist ungefähr fünf Meilen lang, und bei zwei Meilen breit, hat also gegen fünfzehen Meilen im Umfang. Sie ist sehr fruchtbar, trägt viel Korn und Haber, hat einen Ueberfluß an Ochsen, und wilden Schweinen, und eine unzählige Menge Kaninchen. Unter andern Bäumen wächst auch hier der sogenannte Drachenblutbaum (Dracæna Draco), er trägt eine wolschmekkende runde Frucht, fast wie Kirschen, von gelber Farbe. Man findet hier auch das beßte Wachs und Honig von der Welt, aber nicht gar häufig. Auch findet man gute Fische unter andern, Dentali und Goldfische. Die merkwürdigsten Orte der Insel sind:

(1) Porto santo, ein Flekken an einem Meerbusen, mit einer ziemlich sichern Rheede; Häven hat diese Insel nicht.

(2) Farrobo und

(3) Feteira.

Die Ureinwohner, welche die ersten Entdekker hier antrafen, waren gute Leute, die weder gesittet noch wild waren. Nachher schikte der König von Portugal alte verdiente Soldaten, als Pflanzbürger dahin, zur Belohnung ihrer Dienste. Diese legten verschiedene Pflanzörter an.

Oft genannter Prinz Heinrich schikte im Jahr 1418 zwei Edelleute Joan Gonzales Zarco und Tristan Vaz Texeira auf einem kleinen Schiffe aus, die westlichen Küsten von Afrika näher zu untersuchen, und das Vorgebirg Bojador zu umsegeln, das bisher das Ziel der Schiffart der Portugiesen war; sie wurden aber, ehe sie die afrikanischen Küsten erreicht hatten, von einem Sturm ergriffen, und an diese Insel geworfen, die sie Porto Santo nannten, weil sie ihre Rettung war *). Von da segelten sie wieder nach Lissabon; Prinz Heinrich war über die Nachricht von der Entdekkung dieser Insel sehr erfreut, und sandte drei wol ausgerüstete Schiffe unter dem Befehl jener zwei Edelleute nebst dem Bartholomäus Perestrello, mit allerlei Samen und Vieh dahin, um die Insel anzubauen. Sie brachten ein Paar Kaninchen mit dahin, die sich innerhalb zwei Jahren so sehr vermehrten, daß sie alle Pflanzen und Früchte verderbten. Perestrello, der den eigenthümlichen Besiz dieser Insel erhalten hatte, und dieselbe mit Volk besezzen wollte, mußte wider seinen Willen von diesem Vorsaz abstehen und nach Portugal zurükkehren. — Im April 1591 eroberte ein englischer Kapitän, Amias Preston, diese Insel mit sechszig Mann, und verbrannte den Hauptort. Die

*) Andere sagen, sie haben diesen Namen erhalten, weil sie am Allerheiligen-Tage entdekt worden sei.

Einwohner hatten sich ins Gebirg geflüchtet. Die Engländer verliessen die Insel aber wieder, und seitdem sind die Portugiesen im ruhigen Besizze derselben.

C. Die Salvages

sind kleine, felsichte Inselchen zwischen Madera und den Kanarieninseln. Sie bringen vorzüglich viel Orseille (Färbermoos) hervor, sind aber unbewohnt, doch behaupten die Portugiesen die Oberherrschaft über dieselben. Viele Seevögel nisten hier.

III.

Die Kanarieninseln.

Die Kanarieninseln, die schon den Alten unter dem Namen der glükseligen Inseln (Insulæ fortunatæ) bekannt waren, liegen im atlantischen Ozean, unter den 5 ersten Längengraden von Ferro, zwischen dem 27sten und 30sten Grade nördl. Breite, der Küste von Maroko gegenüber.

Den jezzigen Namen haben diese Inseln von der Insel Kanaria oder Großkanaria, von welcher Benennung man aber den Ursprung nicht gewiß weiß.

Dieser Inseln sind sieben, und die Alten hatten nicht so Unrecht, daß sie sie die glüklichen Inseln nannten, denn sie haben ein ungemein mildes und schönes Klima, gesunde Luft, angenehme Witterung, und, im Durchschnitte genommen, einen sehr fruchtbaren Boden, der alle Lebensbedürfnisse und die köstlichsten Produkte in reichem Ueberflusse hervorbringt.

Die vorzüglichsten Produkte sind: Getreide, treffliche Weine, köstliche Südfrüchte, Oel, Zukker, Orseille, Seide, zahmes Vieh und Wildbrät, Fische, u. s. w. Das Hauptprodukt ist der Wein.

Die

Die Guantschen oder alten Einwohner dieser Inseln scheinen aus Nordafrika herüber gekommen zu seyn. Sie sind von den Spaniern, die sich in neueren Zeiten dieser Inseln bemächtigt haben, beinahe ganz ausgerottet worden. Die wenigen Ueberreste dieses Volks haben sich in die unzugänglichsten Gebirge geflüchtet, wo sie sich in ihrer Unabhängigkeit gegen die Spanier behaupten. Ihre Sitten sind einfach und streng. Sie besizzen Alles unter sich gemeinschaftlich. Ihr Hauptreichthum besteht in ihren Ziegen, deren Felle ihnen zur Bedekkung und zu Betten dienen. Sie färben sich den Leib mit bunten Farben. Ihr Körper ist äusserst gelenkig und flink. Mit der größten Behendigkeit erklettern sie die höchsten Felsengipfel, wohin die Spanier ihnen nicht folgen können. — Ihre Religion ist so einfach, als ihre Sitten. Sie verehren ein einziges höchstes Wesen. Vormals hatten sie Priester, welche das Geheimnis besassen, die Todten einzubalsamiren, die nachher sehr künstlich in Ziegenfelle eingenäht wurden. Dies Geheimniß ist nun verloren; man findet aber noch die Mumien in den Begräbnishölen der Guantschen, wozu diese aber den Zutritt jedem Neugierigen sehr erschweren.

Von diesen Guantschen hat sich eine Anzahl in der Stadt Guimar niedergelassen; sie verheurathen sich aber nur unter sich.

Die heutigen Bewohner und Herren der Ka-

narieninseln sind Spanier, zum Theil mit Ureinwohnern, zum Theil mit anderen Europäern vorzüglich katholischen Irländern vermischt. Sie reden spanisch, doch meist sehr verdorben. Ihre Gestalt ist hübsch, ihre Farbe braun. Die Sitten sind spanisch, doch mit mancherlei Abweichungen. Die jezzigen Kanarier werden als träge, stolz, rachsüchtig, sehr verliebt, bigott und sehr unwissend geschildert. Sie haben grosse Vorliebe für ihr Vaterland.

Die Kanarien-Inseln sind jezt ein Nebenland von Spanien, und werden von einem General-Gouverneur, einem Ober-Tribunal-(Audienzia) und mehreren Unterbeamten regiert. Die Inseln Kanaria, Teneriffa und Palma heissen Königsinseln, weil sie unmittelbar unter der Krone stehen; die übrigen gehören Kronvasallen, welche aber die höchste Gewalt nicht mehr haben.

Die Verfassung ist übrigens ganz wie in Spanien.

Das stehende Militär macht auf allen diesen Inseln nicht über 150 Mann aus. Es ist aber eine sehr wol eingerichtete Landmiliz vorhanden.

Die königlichen Einkünfte aus den Kanarien betragen nach Abzug aller Kosten nicht über 50,000 Pfund Sterling. Ausserdem hat der König von Spanien noch einige Nebeneinkünfte von dem Handel, und von der Orseille. — Der Handel ist

hier ziemlich beträchtlich, wird aber nicht begünstigt. Es gibt auch mehrere Manufakturen auf diesen Inseln. Die Fischerei ist ansehnlich.

In kirchlicher Rüksicht stehen diese Inseln unter einem Bischoffe, der ein Suffragan des Erzbischoffs von Sevilla ist, 6000 Pfund Sterling Einkünfte hat, und in grossem Ansehen steht. — Die Geistlichkeit ist zahlreich und habsüchtig. —

Wir wollen nun die einzelnen Inseln nach ihrer Lage von Westen nach Osten betrachten.

1. Die Insel Hierro oder Ferro.

Die Insel Ferro, (von den Spaniern Hierro, von den Franzosen Isle de Fer genannt) ist die westlichste von den Kanarien und liegt im 27° 48′ nördl. Breite, und 0 Grad der Länge oder 17° 26′ Westlänge von London. Sie ist 5 Meilen breit, und hat etwa 15 Meilen im Umfange. Sie erhebt sich auf allen Seiten steil und schrof von der See, über eine Meile weit, so, daß sie ausserordentlich schwer und ermüdend zu ersteigen ist. Hat man aber diese Meile zurükgelegt; so findet man das übrige der Insel ziemlich eben und fruchtbar. Sie hat einen Ueberfluß an vielerlei Arten von Bäumen und Stauden, und einige Palmen. Gras, Kräuter und Blumen sind hier viel besser, als auf einer der übrigen Inseln, daher schwärmen und vervielfältigen sich die Bienen hier ganz ausserordentlich, und machen auch fürtrefflichen Honig. Der Wein dieser Insel ist schwach und schlecht, so, daß die Einwohner sich genöthigt sehen, den größten Theil desselben zu Branntwein zu destilliren.

Es gibt nur drei Wasserquellen auf der ganzen Insel. Wegen dieses Wassermangels, sagt man, trinken die Schaafe, Ziegen und Schweine hier im Sommer gar nicht, sondern müssen, um

ihren Durst zu löschen, die Wurzeln des Farrenkrauts aufwühlen, und kauen. Das grosse Vieh wird aus den erwähnten Quellen getränkt, und auch an einem Orte, wo von den Blättern eines Baumes Wasser herabtröpfelt *).

In der ganzen Insel gibt es nur eine Pfarrkirche, und keine Stadt von Belange. Der Haven oder Ankerplaz ist eine offene Rhede, die, ausgenommen von Böten und kleinen Barken, wenig besucht wird.

Diese Insel ist besonders darum merkwürdig, weil in der Geographie am gewöhnlichsten der erste Meridian durch dieselbe gezogen wird.

2. Die Insel Palma.

Die Insel Palma liegt etwas nordöstlich über Ferro, ist ungefähr $\frac{1}{2}^{\circ}$ Ostlänge von Ferro und 28°30′ nördl. Breite, 17 Meilen gegen Nordnordwest von Teno, dem westlichen Ende von Teneriffa: sie ist etwa 8 Meilen lang, von Norden gegen Süden gerechnet, und ihre größte Breite beträgt ungefähr 6 Meilen.

Der Gipfel dieser Insel ist höher, als der

*) Das alte Mährchen von dem Baume, der diese Insel mit Wasser versehen soll, ist zu albern, als daß es eine weitere Erwähnung verdiente.

Gipfel von Teneriffa; denn der Pik, oder Zukkerhut ist ein Berg, der auf der höchsten Spizze der Insel Teneriffa steht.

Im Innern des nordöstlichen Theils von Palma, liegt ein sehr geräumiger, hoher, und auf allen Seiten steiler Berg, Caldera oder der Kessel genannt. Dieser Berg ist oben ausgehölt, gleich dem Pik auf Teneriffa. Der Gipfel hat nach allen Seiten hin etwa 2 Meilen im Durchschnitt, und geht allmälig einwärts herab, bis auf den Boden welcher einen Raum von etwa 30 Morgen Landes einnimmt. Am Abhange der innern Seite entspringen verschiedene Bäche, die sich alle auf dem Boden vereinigen, dann in Einem Strome durch den Berg gehen, welcher an der Aussenseite wieder hervorkommt, als ein Giesbach herabfließt, und nachdem er eine Strekke fortgeflossen ist, sich nach zwei Zukkermühlen hinwendet, welche er treibt. Das Wasser dieses Flusses ist ungesund, weil es in dem Kessel mit Wasser von schädlichen Eigenschaften vermischt worden: denn die ganze innwendige Seite des Kessels hat einen Ueberfluß von Kräutern, und ist mit Lorbeern, Schwarztannen, Palmen, Rosenholz, und Retamas bedekt, welche leztern in dieser Insel eine gelbe Rinde haben, und wie grosse Bäume empor wachsen, da sie auf den andern Inseln nur Stauden sind. Die Hirten nehmen sich sehr in acht, daß die Ziegenbökke keine

Retamablätter fressen, weil ihnen dieses einen Stein in der Blase erzeugt, woran sie sterben müssen.

Noch zwei Bäche entspringen an der Aussenseite des Kessels; einer derselben fließt nordwärts nach dem Dorfe S. Andres, und treibt zwei Zukkermühlen, und der andre fließt ostwärts nach der Stadt Santa Cruz hin. Ausser diesen gibt es keine andre Bäche, Ströme oder Quellen von Erheblichkeit in der Insel. Aus dieser Ursach legen die Eingebohrnen Teiche an, oder bauen vierekkigte Wasserbehälter von Tannenbrettern, die sie durch Verpichung dicht machen. Diese füllen sie aus den Regenbächen an, die im Winter von den Bergen herabrauschen, und bewahren dieses Wasser auf für sich selbst und ihr Vieh. Aber Schaafe, Ziegen und Schweine fressen in den Gegenden, wo keine Bäche sind, fast das ganze Jahr durch Farrenkraut- und Asfodillenwurzeln, und bedürfen daher wenig oder gar kein Wasser, weil diese Wurzeln saftig genug sind, um den Abgang des Wassers zu ersezzen.

Der südliche Theil der Insel hat fast gar kein Wasser, doch ist daselbst ein warmer Gesundbrunnen, so dicht an der Küste, daß bei hoher Flut das Seewasser hinein fließt. An einem andern Orte, Namens Uguer, ist eine Höle, mit einem langen, und so engen Eingange, daß man

rükkings hineingehen, und dabei immer sein Gesicht gegen die Oeffnung gekehrt haben muß, um den Weg zu sehn. Hat man diesen Gang zurükgelegt; so kommt man in eine geräumige Grotte, wo zwischen den grossen Schiefersteinen, die von dem Gewölbe herabhängen, Wasser herunter tröpfelt. Der geringste Schlag auf die Steine verursacht einen Wiederschall durch diese Höle, der ein donnerähnliches Geräusch macht.

Es ist auch ein Berg in dem Distrikt Tifuga, welcher durch ein Erdbeben von seiner ursprünglichen Stelle weggerükt zu seyn scheint. Die Eingebornen haben eine Sage, daß der Plaz, wo dieser Berg jezt steht, vormals eine Ebene gewesen sei, und zwar der fruchtbarste Theil der ganzen Insel, bis solcher von der brennenden Lava zerstört worden, und der Berg sich darauf gesezt habe.

In der That kann man auch die Wirkungen der Vulkane in allen Theilen der Insel wahrnehmen, besonders sind die Kanäle, in welchen die brennende Materie, geschmolzene Metalle, verkalchte Steine und Asche herabgeflossen, sehr leicht zu erkennen. Am 13ten November 1677, etwas nach Sonnenuntergang, erschütterte die Erde 13 Meilen weit mit einem schreklichen Geräusche, das 5 Tage dauerte, während welchen sich die Erde an verschiedenen Orten öffnete.

Aber die größte Oeffnung entstand bei dem Ziegenberge anderthalb Meilen von der See. Von daher verbreitete sich ein grosses Feuer, das Steine und Felsstükken auswarf, und in weniger als einer Viertelstunde waren 28 Schlünde um den Fuß des Berges, welche Flammen, und eine Menge glüende Steine auswarfen. Im Jahr 1750 war ein andrer Ausbruch des Vulkans, wo einer dieser feurigen Ströme von den Bergen gegen die Stadt Santa Cruz herabfloß, und sich etwa eine Meile nordwärts von der Stadt ins Meer ergoß. Indeß seit der Zeit ist keine beträchtliche Erderschütterung oder Vulkan, so viel wir wissen, ausgebrochen, ob man gleich dann und wann einige geringe Stösse verspürt hat. Dies geschah auch bei dem merkwürdigen Erdbeben zu Lisboa 1755; sie waren aber kaum merklich.

Den schwarzen glänzenden Streusand, dessen wir uns beim Schreiben bedienen, findet man an vielen Oertern der Küste, sowol dieser, als der andern Inseln. Er scheint aus Vulkanen ausgeworfen zu seyn, und ist in der That das vollkommenste Eisen; denn wenn der Magnet daran gehalten wird, zieht es jedes Körnchen desselben an, ohne das geringste liegen zu lassen.

Wenn man Palma in einer Entfernung von etwa 3 Meilen von der See aus erblikt; so sollte man glauben, die Berge wären voller Gußrinnen

oder Kanäle, wo die Ströme des Regenwassers hinabflössen. Diese Rinnen scheinen sehr klein zu seyn, weil sie hoch, und sehr weit entfernt liegen; kömmt man ihnen aber näher; so findet man, daß es grosse, mit Holz dicht bewachsene Thäler sind.

Der Gipfel von der Insel Palma hatte vormals einen Ueberfluß an Bäumen; aber im Jahr 1545 und nachher herrschte eine grosse Dürre, welche sie insgesamt vertilgte; und obgleich einige Zeit nachher andere wieder auszuschlagen begannen; so wurden doch diese Sprößlinge durch Kaninchen und andere Thiere wieder vernichtet, die unten keine Nahrung fanden, und daher hier herauf giengen und sie abfrassen, so, daß jezt der oberste Theil der Insel ganz wüste und kahl ist. Ungeachtet aber diese Wälder auf dem Gipfel der Insel Palma ganz zu Grunde gegangen; so hat man doch noch in der Region der Wolken und unter derselben, einen so grossen Ueberfluß an Bäumen, daß die Insel in einer Entfernung von etwa 2 Meilen nur ein einziger Wald zu seyn scheint. Fichten wachsen hier zu einer solchen Höhe, daß sie zu Masten für die größten Schiffe gebraucht werden könnten, aber sie sind ausnehmend schwer, und die Rauhigkeit der Wege würde die Kosten, sie ans Ufer zu bringen, sehr groß machen. Gleichwol führt man viel Bauholz nach den übrigen Inseln aus.

Luft, Wind und Wetter sind hier fast von der nemlichen Beschaffenheit wie zu Teneriffa und Kanaria, nur die Westwinde und Regen sind in Palma häufiger, weil diese Insel mehr gegen Westen und Norden liegt, als jene Inseln, den abwechselnden Winden mehr ausgesezt ist, vornemlich dem Südwestwinde, welcher in den Breiten am meisten herrscht, die an die Breiten des nordöstlichen Passatwindes grenzen.

In Ansehung des Klima bemerkt man sowol auf Palma, als auf den Inseln Kanaria, Teneriffa, Gomera und Ferro einen grossen Unterschied, je nachdem man entweder an den Bergen, oder nahe an der Seeküste lebt. In den Monaten Julius, August und September ist die Hizze an der Seeküste, wenn keine Winde wehen, fast unerträglich, da hingegen die Luft an den Bergen zu gleicher Zeit ganz frisch und angenehm ist. In der Mitte des Winters herrscht auf den Bergen nahe bei den Wolken eine sehr strenge Kälte; die Einwohner haben deshalb den ganzen Tag über in ihren Häusern Feuer brennen. Ganz anders ists in den untern Gegenden an der See, wo man weiter kein Feuer, als in den Küchen unterhält. In der Gegend der Stadt Laguna ist das Wetter im Winter rauh und kalt, es hagelt sehr oft, und einige von den ältesten Einwohnern zur Zeit, da Glas daselbst war, erinnerten sich, daß einmal ein starker Schnee auf der Ebene gefallen,

welcher einige Tage liegen geblieben. Acht Monate des Jahrs sind die Spizzen aller Kanarieninseln, Lancerota und Fuertaventura ausgenommen, gemeiniglich mit Schnee bedekt.

Die Produkte der Insel Palma sind fast die nemlichen, wie in Großkanaria, nur daß eine grosse Menge Zukker in Palma gemacht wird, vornemlich auf der Westseite der Insel. An der Ostseite wachsen gute Weine, die aber einen ganz andern Geschmak und Geruch haben, als die von Teneriffa, und sehr schwer aufzubewahren sind; wenn sie ausgeführt werden, vornemlich in kalten Ländern, wo sie leicht sauer werden. Die Rosinen sind nicht groß und von gelber Farbe, der Malvasier oder Sekt ist nicht so stark, als der von Teneriffa, aber wenn er erst an drei Jahre alt ist; so bekommt er die hochgelbe Farbe eines reifen Tannzapfen.

Alle Arten von Baumfrüchten, die in Kanaria und Teneriffa wachsen, findet man auch hier in noch grösserm Ueberfluß, so, daß die Einwohner sie nicht alle verzehren können. Da sie aber einen so grossen Reichthum an Zukker haben; so machen sie eine grosse Menge von Konsitüren und eingemachten Sachen, die sie nach den übrigen Inseln, und einigen Theilen von Westindien ausführen.

Die Bienen machen einen beträchtlichen Theil

guten Honigs, besonders in den Bienenstökken, die von den Weinstökken und Moçanes, (eine Frucht, die den Hollunderbeeren ähnlich ist,) abgelegen sind; denn diese beiden verderben seine Farbe. In Palma gibt es auch viel Drachenharz, und die Einwohner ziehen eine grosse Menge Pech aus der Schwarztanne. Als der Gipfel der Insel noch mit Stauden und Bäumen bewachsen war, fiel daselbst viel Manna, welches die Eingebornen einsammelten, und zum Verkauf nach Spanien schikten. In Jahren, wo das Korn nicht gut geräth, machen sie ein gutes Brod aus der Farrenkrautwurzel, welches Glas für nicht schlechter hält, als das beßte Weizenbrod; doch hält man das Farrenkraut dieser Insel für schlechter und nicht so gesund, als auf Gomera.

Santa Cruz an der Südseite der Insel, ist der vornehmste Haven in Palma. Einen Flinschuß weit von der Küste ist eine Rhede, wo die Schiffe gewöhnlich in 15 bis 20 Faden ankern, und den Ostwinden ausgesezt sind. Doch wenn sie gute Anker und Taue haben, können sie bei allen Winden, die in dieser Weltgegend wehen, hier mit Sicherheit liegen, denn der Grund ist rein und gut, und die grosse Höhe der Insel, nebst der senkrechten Höhe des der Rhede gegen über liegenden Landes, treibt den Wind, welcher gegen dieselbe wehet, wenn er auch noch so heftig ist, zurük. Wenn ein starker Nordostwind we-

het, treibt er zwar die Wellen in die Bai, sie haben aber, weil hier der Wind still, und das Wasser dicht an der Küste so tief ist, keine Gewalt. Dies macht diese Rhede sicherer, als irgend eine in Kanaria oder Teneriffa.

Santa Cruz de la Palma ist eine grosse Stadt, und enthält 2 Pfarrkirchen, verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster, und viele nette öffentliche sowohl, als Privatgebäude, doch sind die leztern weder so gut, noch geräumig, als in der Stadt Palmas in Kanaria, oder in den Städten der Insel Teneriffa. An dem Haven liegt ein Kastel, oder eine Batterie, die mit einigen Kanonen besezt ist, um die Schiffe in der Bai zu dekken, und einen Feind am Landen zu verhindern. Mitten in der Stadt, nahe bei der grossen Kirche, ist ein Brunnen, der durch einen Bach angefüllt wird, und die Einwohner reichlich mit gutem Wasser versieht. Weiter ist keine erhebliche Stadt auf dieser Insel.

Tassakorta oder Tassagorda, der nächste Haven; liegt an dem südwestlichen Theile der Insel, ist aber den Westwinden ausgesezt, und wird selten von andern Fahrzeugen, ausser von Böten besucht. Bei denselben liegt ein gleichnamiges Dorf, welches, nebst dem Dorfe St. Andres die vornehmsten unter den vielen Dörfern der Insel sind.

Ponta de Barlovento ist die nordöstlichste Spizze der Insel auf der d'Anvilleschen Karte, unweit welcher auf der Karte von den kanarischen Inseln, die sich bei Glas befindet, das Dorf St. Andres liegt. Diese Karte enthält auch noch die Oerter Los Saufes gerade im Süden von St. Andres. Punta Bana eine Landspizze an der Mitte der Ostseite der Insel. Las Banas im innern der Insel. Maso an der Ostseite, Tassakorta gegenüber, und St. Joseph unten im Süden der Insel.

3. Die Insel Gomera.

Die Insel Gomera hat $28\frac{1}{2}°$ Nordbreite, und liegt noch im ersten Grad Ostlänge von Ferro. Die Mitte derselben hat etwa 6 Meilen Entfernung gegen Südwest von Punta Teno in Teneriffa.

Die Insel Gomera ist dreiekkig, und nicht so groß und volkreich, als Palma, aber doch eine ansehnliche Insel. Viele Bäche ergiessen sich von den rauhen Bergen, und bewässern die engen Thäler, und allenthalben findet man Wasser, wenn man nur 5 bis 6 Fuß tief in die Erde gräbt.

Fichten wachsen hier nicht, aber viele andere Arten von Bäumen, vornehmlich Barbusanos, deren Holz dem Mahogoniholz ähnlich, aber

schwärzer ist, und wenn es noch grün ist, ganz abscheulich stinkt; ferner Mocanes, Adernos, Vinatigos, Files, Seevenbäume, Palmen, und eine grosse Menge Mastixbäume, die einen Ueberfluß von dem gleichnamigen Gummi liefern.

Die Produkte von Gomera sind fast die nehmlichen, wie auf Teneriffa, Kanaria und Palma. Die Einwohner haben im Ganzen so viel Getraide, als sie gebrauchen, und bedürfen selten Zufuhr, allein ausführen können sie auch selten etwas davon. In diesem Stük gleicht Gomera insbesondere Gran-Kanaria, daß sie alle nothwendige Bedürfnisse selbst hervorbringt, und also von aussen wenig oder nichts bedarf; denn Getraide, Wein, Wurzeln, Baumfrüchte, Honig, Vieh und Geflügel gibts hier in grossem Ueberfluß: und wenn der Fleiß der Einwohner gehörige Aufmunterung hätte; so könnten sie von ihrer eignen Wolle und rohen Seide leicht so viel verarbeiten, als sie zur Kleidung nöthig haben. Man findet hier auch Steine, Kalk, Bauholz und alle übrige Baumaterialien, das Eisen ausgenommen.

Ueberhaupt genommen ist der Wein dieser Insel schwach und scharf, und taugt daher nicht zur Ausfuhr. Eine Art derselben übertrift, wenn er erst zwei Jahr alt ist, den allerbesten Maderawein, beides an Geruch und Geschmak, wiewol

er

er so weiß von Farbe ist, wie Wasser, und so schwach wie dünnes Bier.

Hier sind auch die Thiere, die man auf den übrigen Inseln antrift, und außerdem hat diese Insel roth Wildpret in Menge, welches aus der Barbarei zuerst hieher gebracht worden. Eben so werden auch mehr Maulesel auf Gomera gezogen, als auf den andern Kanarien. In keiner derselben findet man Schlangen, außer in Gomera, sie sind aber nicht giftig und ganz unschädlich.

(1) La Villa de Palmas oder die Palmenstadt, ist die vornehmste Stadt der Insel wegen den vielen Palmbäumen, die hier wachsen. Sie befindet sich aber so wenig auf seiner Karte, als auf der D'Anvilleschen. Glas sagt von ihr: sie liegt dicht an der Seeküste, in dem Busen einer Bay, wo Schiffe vor allen Winden, den Südostwind ausgenommen, sicher liegen. Die See ist hier gemeiniglich so stille, daß Böte ohne Gefahr am Ufer landen können. An der Nordseite der Bay ist ein Busen, wo jedes noch so schwer beladene Schiff dicht an die Küste, die aus einem hohen senkrechten Felsen besteht, hinankommen, und ausladen, reinigen oder ausbessern kann. Von diesem Busen geht ein Fußweg, an der

Seite des Felsens hinaus, nach der Stadt; er ist aber so schmal, daß zwei Leute darauf nicht nebeneinander gehen können. Gegen das Ende dieses Fußsteigs ist ein Thor, das allemal verschlossen wird, wenns finster wird, und etwa einen Steinwurf weit vom Ufer fängt sich die vornehmste Straße der Stadt an, die von da gerade ins Land hinein läuft. Die Stadt hat eine Kirche und ein Mönchskloster, und etwa 150 Privathäuser, welche meistentheils schlecht und klein sind. Sie ist reichlich mit gutem Brunnenwasser versehen. Im Winter ergießt sich ein grosser Bach von den Bergen in den Haven. Auf der Südseite der Mündung dieses Baches steht ein alter Thurm, welcher von dem Don Miguel Peraza, dem ersten Grafen von Gomera, erbaut wurde, und auf dem Gipfel des senkrechten Felsen, dem Busen gegen Morgen, steht eine Kapelle nebst einer Batterie von einigen Kanonen, um den Haven zu deken.

(2) Valle Ermosa in der Mitte der Nordwestseite der Insel an der Küste.

(3) Gomera liegt an der Ostseite der Insel.

(4) Amurri ungefähr gegen die Mitte der Südseite der Insel an der Küste.

4. Die Insel Teneriffa.

Diese Insel hat den Namen Teneriffa, d. i. der weiße Berg, von den Eingebornen von Palma erhalten, in deren Sprache Thener ein Berg, und ife weiß bedeutet, weil der Pik von Teneriffa beständig mit Schnee bedekt ist. Dieser Name ist nachher von den Spaniern und andern Europäern immer beibehalten worden; die Eingebornen aber nennen diese Insel Chineche, und sich selbst Vinchent.

Sie liegt zwischen $\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{2}°$ Ostlänge von Ferro, und im 28 und 29° Nordbreite. Ihre nordöstliche Spize, Punta de Naga oder Nago oder Anage genennt, liegt etwa 16 Meilen gegen Nordwest von dem nordwestlichen Theile der Insel Kanaria; der nächste Theil der Insel Teneriffa liegt aber nicht weiter davon, als 12 Meilen. Diese Insel ist beinahe ein Dreiek, dessen Seiten fast gleich sind, indem jede etwa 12 Meilen lang ist.

Die ganze Insel erhebt sich auf allen Seiten von der See, bis sie sich in dem Piko endigt, welches ihr Mittelpunkt ist. Die Nordseite ist am fruchtbarsten, und geht allmähliger aufwärts, als die andern, vornehmlich eine Streke längs der Küste, welche etwa 3 Meilen breit ist; diese hat zu beiden Seiten hohe Berge, oder vielmehr jähe Felsen, landeinwärts aber,

oder von der See hinauf, erhebt sie sich nach und nach wie ein abhängender Garten, ohne irgend eine beträchtliche Unterbrechung von Hügeln oder Thälern, bis man sich auf eine Meile weit den Wolken genähert hat. An dem westlichen Ende dieser fruchtbaren Streke liegt Realejo und an dem östlichen la Rambla. Zwischen denselben liegen die Städte Orotava und Porto Orotava nebst einer Menge einzelner Wohnungen, die von der Seeküste an bis zu den Wolken hinauf allenthalben zerstreut liegen. In diesen Wolken aber, und weiter hinauf, findet man keine Häuser oder Wohnungen mehr; wiewohl die Wolken nicht höher stehen, als in der Mitte der Entfernung von der Küste bis zum Gipfel des Piko. Der ganze fruchtbare Boden innerhalb einer Meile von der See ist mit Weinstöken bedekt; der, welcher die zweite Meile einnimmt, trägt Getraide; und die dritte etwas Getraide, Wälder von Nußbäumen und verschiedenen andern Arten, vornehmlich Bressos, dessen die Einwohner sich zum Brennen bedienen. Ueber diesen Wäldern stehen die Wolken, die sich bei gutem Wetter gemeiniglich gegen Abend herabsenken, und auf den Wäldern ruhen bis an den Morgen, da sie etwa eine Meile wieder hinauf steigen, und bis an den folgenden Abend stehen bleiben. In der Höhe der Insel, wo sie bei Tage stehen, fand man sonst eine grosse Menge von ansehnlichen Fichten; da man aber leicht

hinzukommen konnte, wurden sie fast alle von den Einwohnern der benachbarten Dörfer umgehauen, so, daß ihrer jezt in diesem Theil der Insel nur noch wenige übrig sind: in andern Gegenden aber von gleicher Höhe, die von allen Wohnungen abgelegen sind, findet man ihrer noch eine grosse Menge.

Die Produkte dieser Insel sind fast die nemlichen, wie in Kanaria, nur daß man hier weniger Kornfelder und mehr Weinbau hat. Die Weine sind stark und gut, und sehr geschikt zur Ausfuhr, besonders nach heissen Ländern, wo sie sich sehr verbessern. Vormals wurde hier eine grosse Menge Kanariensekt gemacht, aber in den leztern Jahren hat man davon nicht mehr, als 50 Fässer jährlich verfertigt; denn man sammlet die Trauben, noch ehe sie zeitig sind, und macht einen dürren, scharfen Wein davon, der, wenn er zwei bis drei Jahre alt ist, kaum vom Madera unterschieden werden kann; ist er aber erst vier Jahre alt, so wird er so milde und süß, daß er mit dem Malagawein grosse Aehnlichkeit hat. Diese Insel hat gleich den andern Kanarien an Orchilla einen Ueberfluß.

Die Witterung ist auf Teneriffa wie in Kanaria, nur daß sich der Seewind gemeiniglich gegen 10 Uhr Vormittags einstellt auf der Nordost- und Ostseite der Insel, und bis etwa

5 oder 6 Uhr Abends wehet, worauf es ganz stille wird bis Mitternacht. Dann fängt der Landwind an, und dauert bis 7 oder 8 Uhr Morgens, worauf wieder eine Stille folgt, die so lange dauert, bis der Seewind anfängt. In der Bay von Santa Cruz, und an der ganzen Ostseite der Insel, bläset der Seewind gegen Osten, und der Landwind gegen Westen. An der Nordseite bläset der Seewind nach Nordost zu Ost, und der Landwind ihme gerade entgegen; aber zu Punta de Nago, wo sich das Land weit gen Nordosten in die See erstrekt, ist kein Landwind. Es ist merkwürdig, daß auf der Spize des Berges über Santa Cruz und bei der Stadt Laguna die ganze Zeit des Seewindes eine frische Luft aus Nordwesten weht, welche durch die Berge, die diese Ebene ganz umgeben, verursacht wird. Diese sind an der Südseite so ausnehmend hoch, daß sie den Seewind zurükstossen, daß er gegen die Berge prellt, die die Nordseite der Ebene einschliessen, wo er keinen Durchgang findet, und sich daher nach Südosten drehet, wo er keinen Widerstand hat, und seinen Zug mit grosser Hefftigkeit durch die Ebenen nimmt, bis er zur Spize des oben erwähnten Berges kommt, wo sich ein Theil des Luftstroms gegen Santa Cruz herabläßt, und bis anderthalb Meilen seewärts fortgeht, wo ihn der wahre Seewind aufhält. An der Südwestküste der Insel ist kein ordentlicher See- oder Landwind; denn diese ist

durch die unermeßliche Höhe des Piks, der sich über das Gebiet des Windes hinaufthürmt, gegen den Passatwind oder Nordostwind geschüzt: daher herrscht auf dieser Seite der Insel entweder ein Prallwind, oder eine Windstille. Ehe wir auf die Oerterbeschreibung kommen, verdient erst noch der berühmte Berg Piko etwas umständlich beschrieben zu werden, da er einer der merkwürdigsten Berge dieses Welttheils ist.

Wenn man nach dieser Insel segelt, sieht man bei hellem Wetter diesen Piko leicht in einer Entfernung von 120. und wenn man von ihr wegsegelt, von 150 englischen Meilen, er gleicht dann einem dünnen blauen Dunst oder Rauch, der nur ein wenig dunkler ist, als der Himmel. In einer weitern Entfernung verschwindet der Schatten, und läßt sich von dem Blau des Himmels nicht weiter unterscheiden. Ehe man diesen hoch aufgethürmten Berg aus dem Gesicht verliert, ragt er noch weit über den Horizont hervor, wiewohl die ganze übrige Insel, die sonst überhaupt sehr hoch ist, wegen ihrer Entfernung und der runden Figur der Erde sich längst unter dem Horizonte verlohren hat: gemeiniglich aber, wenn man mit dem Passatwinde nach Teneriffa segelt, erscheint die Insel wie ein dikker Nebel oder eine Wolke, bis man ihr auf 5 bis 6 Meilen nahe kömmt, da denn erst die Landspizen deutlich werden, und wie Land aussehen.

Der Engländer Glas bereisete diesen Berg zu Anfang des Septembers 1761. Um vier Uhr Nachmittags reisete er in Gesellschaft eines Schifsherrn von Porto Orotava ab, von einem Bedienten, einem Mauleseltreiber und einem Wegweiser begleitet. Nach dem sie etwa 6 englische Meilen (jede von 826 Toisen, oder $=\frac{1}{60}$ Aequatorsgrad) hinauf geritten waren, kamen sie an den entferntesten Wohnplaz von der See an diesem Wege, der in einem tiefen Grunde belegen war, und durch offene Rinnen mit Wasser versorgt wurde. Hier tränkten sie die Pferde, und füllten einige Fässer zum fernern Gebrauch auf der Reise mit Wasser an. Während dieß von den Leuten geschah, spazierten die Herrn in dem Grund herum, den sie sehr angenehm, und mit einer Menge von Bäumen bedekt fanden, die einen wohlriechenden Duft von sich gaben. Bei den Häusern waren einige Felder von Mais, oder indianischem Korn, welches an verschiedenen Orten auf dieser Seite der Insel von den Einwohnern jährlich zweimal geerntet wird. Hierauf ritten sie eine Zeitlang einen steilen Weg hinan, und kamen, als es finster wurde, in die Wälder und die Wolken. Den Weg konnten sie nicht leicht verfehlen, weil er an beiden Seiten mit Bäumen und Gebüschen eingefaßt war, die gröstentheils aus Lorbeern, Sevenholz und Bressos oder Reisholz bestanden. Da sie ungefähr eine Meile geritten waren, kamen sie

an das obere Ende des Holzes über den Wolken, wo sie Feuer anmachten, zu Abend aßen, und sich bald darauf unter den Büschen schlafen legten.

Da etwa um halb eilf Uhr der Mond sehr helle schien, ritten sie ganz langsam zwei Stunden weiter, hatten aber einen so schlechten Weg, daß es nicht anders schien, als ob alles mit Trümmern steinerner Gebäude bedekt sei. Nachdem sie diesen Weg zurükgelegt hatten, kamen sie auf kleine leichte weisse Bimssteine, wie Erbsen: hier ritten sie etwa eine Stunde ziemlich stark. Die Luft fieng jezt an, sehr scharf, kalt und durchdringend zu werden, und der Wind wehete stark aus Südwest, oder Westsüdwest. Ihr Wegweiser rieth ihnen hier abzusteigen, weil der Ort bequem dazu sei, und bis um 4 oder 5 Uhr Morgens auszuruhen. Dies ließen sie sich gefallen, und giengen in eine Höhle, deren Eingang etwa 6 Fuß hoch vermauert war, damit der Wind und die Kälte nicht hinein dringen könnte. Sie waren so glüklich einige dürre Retamas in der Nähe zu finden, das einzige, was von Gesträuchen oder Pflanzen daherum zu sehen war. Mit diesen machten sie ein grosses Feuer an, um sich zu wärmen, und schliefen dann ein: sie wurden aber bald durch ein Juken der Haut wieder aufgewekt, wovon sie glaubten es käme von Flöhen; die wahre Ursach aber war

die kalte Luft, der Mangel an Ruhe, und das Schlafen in den Kleidern. Dies ist mehrern auf dergleichen Reisen begegnet. Sie vertrieben sich daher die Zeit, so gut als sie konnten: weil sie aber so nahe ans Feuer krochen, wurde die eine Seite beinahe gebraten, während die andere vor Kälte erstarrete.

Gegen 5 Uhr Morgens ritten sie etwa eine Meile ganz langsam weiter; denn der Weg war hier fast zu steil zum reiten, und die Pferde waren ermüdet. Endlich kamen sie zwischen einige grosse lose Felsen, wo eine Art von Hütte von losen Steinen erbaut war. Dieser Ort heißt, wie ihnen ihr Wegweiser sagte, Estanzia de los Inglesses, der Ruheplaz der Engländer; vermuthlich weil verschiedene Engländer sich auf ihrem Wege nach dem Piko daselbst ausgeruhet haben; denn Niemand macht diese Reise, als Fremde, und einige arme Einwohner der Insel, die durch Einsammeln des Bimssteines ihr Brod verdienen, weil die vornehmen Spanier von dergleichen Neugierde nichts wissen. Hier stiegen sie ab, weil das übrige des Weges zum reiten zu steil war, liessen einen von ihren Leuten bei ihren Pferden zurük, und stiegen dann weiter zu Fuß hinauf. Sie giengen sehr stark, um sich zu erwärmen, wurden aber durch den steilen Weg, der zugleich loker und sandig war, bald ermüdet. Als sie auf den Gipfel dieser

Anhöhe kamen, fanden sie eine ungeheure Menge groser loser Steine, deren Oberfläche plat war, jeder dieser Steine hatte, eins ins andere gerechnet, etwa zehn Fuß nach allen Seiten im Durchschnitt. Dieser Weg war nicht so steil, als der vorige, aber sie sahen sich genöthigt, eine beträchtliche Streke über die Felsen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu springen, weil sie nicht alle ganz aneinander lagen. Zwischen diesen Felsen ist eine Höhle, in welcher sich ein Brunnen, oder natürlicher Wasserbehälter findet. Diese Höhle, worin sie vermittelst einer Leiter, welche die armen Leute zu dem Ende dahin gesezt hatten, hinabstiegen, ist etwa zehn Ehlen weit und zwanzig hoch: der ganze Boden derselben, bis dicht an den Fuß der Leiter, ist mit Wasser bedekt, welches ungefähr zwei Fäden tief ist, und damals an dem einen Rande der Höhle gefroren war. Sie machten einen Versuch, von diesem Wasser zu trinken, seine ausserordentliche Kälte aber machte es ihnen unmöglich; gleichwohl füllete ihr Führer eine Flasche mit demselben, die er in dieser Absicht von der Estanzia mitgenommen hatte. Nachdem sie etwa eine viertel oder halbe Meile auf den grossen Steinen oder Felsen fortgegangen waren, kamen sie an den Fuß des eigentlichen Piko oder Zukerhuts; dieser ist steil, und was die Schwierigkeit des Hinaufsteigens vermehrt, der Boden ist so locker, daß er unter

den Füssen ausweicht, und folglich ausserordentlich ermüdet; denn ungeachtet die Länge dieser Höhe nicht über eine halbe Meile beträgt; so mußten sie doch wohl dreissigmal stille stehen, um Athem zu holen. Endlich kamen sie auf den Gipfel, wo sie sich niederlegten, und etwa eine Viertelstunde ausruheten, weil sie ganz entkräftet waren. Als sie die Estanzia verliessen, brach eben die Sonne aus den Wolken hervor, welche sehr tief unter ihnen ausgebreitet lagen, und dem Ozean ähnlich sahen; dieses gab einen herrlichen Anblik, der einem feurigen Meere glich. Ueber den Wolken, sehr weit gegen Norden, sahen sie etwas schwarzes, welches sie für den Gipfel der Insel Madera hielten; und fanden durch einen Taschenkompaß, daß es gerade in der Direction dieser Insel von Teneriffa lag; ehe sie aber noch den Gipfel des Piko erreichten, verschwand es. Von da aus sahen sie die Gipfel der Inseln Palma, Gomera, Hierro und Groß-Kanaria, die ihnen sehr nahe zu seyn schienen; aber Lancerota und Fuertaventura konnten sie nicht entdecken, weil sie nicht hoch genug sind, die Wolken zu durchdringen. Zum Unglück fanden sie die Luft nicht klar, und frei von Wolken, um vielleicht Madera, Porto Santo, und selbst den nächsten Theil des Berges Atlas zu sehen, der etwa 100 Meilen von da entfernt ist. Denn ungeachtet man den Pik vom Meere aus nicht weiter, als auf

150 bis 160 Meilen von der Luft unterscheiden kann: so muß man doch bemerken, daß die Luft über den Wolken um sehr vieles dünner, reiner und freier von Dünsten ist, als unten; denn ehe sie nach der Estanzia de los Inglesses kamen, sahen sie den Mond und die Sterne ungewöhnlich helle und glänzend.

Nachdem sie eine Zeitlang ausgeruhet hatten, fiengen sie an, sich umzusehen, und den Gipfel des Piko zu betrachten. Seine Dimensionen schienen genau mit den Beschreibungen eines gewissen Herrn Eben übereinzustimmen, dessen Beschreibung seiner Reise auf den Pik man in einigen Nachrichten von den Kanarischen Inseln findet. Er sagt: die Länge derselben sei 140 die Breite 110 Ellen. Er ist ausgehöhlt, und innwendig wie eine umgekehrte Gloke gestaltet. Von dem Rande, oder dem obern Theile der Glocke, oder Kessels, wie die Eingebohrnen es nennen, bis auf den Boden, sind etwa 40 Ellen. An vielen Stellen dieser Höhlung sahen sie stosweise Rauch und Schwefeldampf herausfahren. Die Hize des Bodens war an einigen Orten so stark, daß sie durch die Schuhsolen bis auf die Füsse drang. Da sie einige Fleken weicher Erde bemerkten; so versuchten sie die Hize mit den Fingern, konnten sie aber nicht weiter, als einen halben Zoll tief hineinsteken; denn je tiefer sie kamen, desto stärker brannte

sie. Sie nahmen darauf den Stok ihres Wegweisers und stiessen ihn 3 Zoll tief in ein Loch, wo der Rauch am diksten zu seyn schien; nachdem sie ihn etwa eine Minute hineingehalten hatten, zogen sie ihn heraus, und fanden ihn zu Kohlen verbrannt. Sie sammleten hier viele Stük des seltensten und schönsten Bimssteins, von allerlei Farben, vornehmlich himmelblau, violet, grün, gelb und scharlachroth. Von hier aus gaben ihnen die Wolken, die sich tief unter ihnen befanden, einen sehr ausserordentlichen Anblik. Sie fielen nicht anders ins Auge, als der Ozean, nur war ihre Oberfläche nicht ganz so blau und eben, sondern sah einer sehr weissen Wolle ähnlich, und wo dieses Wolkenmeer die Küste berührte, schien es gleich Wellen, die sich am Ufer brechen, zu schäumen. Als sie durch die Wolken hinaufstiegen, war es finster: als sie aber zwischen 10 und 11 Uhr weiter heraufkamen, schien der Mond sehr helle, und die Wolken waren nun etwa eine Meile weit unter ihnen; sie hielten sie damals für das Meer, und wunderten sich, solches so nahe zu sehen, wurden auch nicht eher ihren Irrthum gewahr, als bis die Sonne aufgieng. Als sie vom Pik herabstiegen, und wieder in die Wolken kamen, schienen sie ihnen wie ein diker Nebel, alle Bäume der obgedachten Wälder, und ihre Kleider wurden ihnen naß davon.

Die Luft auf dem Gipfel des Piko war dünne, kalt, durchdringend und troken, gleich den Ostwinden in der grossen Wüste von Afrika, oder den Levantwinden im mittelländischen Meere; auch die trokenen Ostwinde, die in den nördlichen Theilen Europens im Merz oder April oft bei klarem Wetter wehen, haben etwas ähnliches.

Bei dem Ersteigen des Zukerhuts oder höchsten Theils des Berges, welcher sehr steil ist, klopfte ihnen das Herz ganz ausserordentlich, daß sie, wie schon oben bemerkt ist, über dreissigmahl stille stehen, und Athem schöpfen mußten, welches wahrscheinlich theils von der ausserordentlichen Dünnigkeit der Luft, die das Athemholen erschweret, theils von der ungewöhnlichen Ermüdung im Steigen herrührte. Ihr Wegweiser, ein hagerer, behender alter Mann, wußte von nichts, sondern kletterte so leicht hinauf, wie eine Ziege; denn er war einer von den armen Leuten, die sich mit Einsammlen des Bimssteins in dem Kessel, und anderen Vulkanen, ernähren. Der Pik selbst, wiewohl er seit einiger Zeit nicht gebrant hat, ist nichts anders, als ein solcher Vulkan, wie aus der Natur seiner Substanz deutlich erhellet; und in der That trägt der ganze Gipfel der Insel sichtbare Spuren von irgend einer schröklichen Revolution, die sich auf Teneriffa zuge-

tragen. Denn der Zukerhut ist nichts anders, als ein Gemisch von Erde, Asche und verkalchten Steinen, die aus den Eingeweiden der Erde herausgeworfen worden; und die oben beschriebene grossen Steine scheinen aus dem Kessel des Piko, da er ein Vulkan war, ausgeworfen zu seyn. Der Gipfel des Piko ist von allen Seiten, ausser von Osten her unzugänglich. Seine steilste Seite ist gegen Nordwest.

Nachdem sie alles Merkwürdige gesehen hatten, kehrten sie nach der Estanzia, wo sie die Pferde gelassen hatten, zurük, und brachten auf dem Wege bis dahin nur eine halbe Stunde zu, ungeachtet sie zum Hinaufsteigen dritthalb Stunden gebraucht hatten. Es war um 10 Uhr Morgens, und die Sonne schien so unerträglich heiß, daß sie sich genöthigt sahen, in der Hütte Schuz zu suchen; und wegen grosser Ermüdung sich zum Schlafen niederlegten. Aber die Kälte war im Schatten so heftig, daß sie, um sich warm zu erhalten, Feuer anlegen mußten.

Nachdem sie sich etwas ausgeruhet hatten, ritten sie um Mittag denselben Weg wieder hinab, den sie herauf gekommen waren, und kamen an einige Fichten etwa zwei Meilen über den Wolken. Zwischen diesen Fichten und dem Piko wächst weder Gras, noch Kräuter, Stauden oder Bäume, die schon erwähnten Retamas

aus-

ausgenommen. Um 5 Uhr Abends kamen sie zu Orotava an, nachdem sie, ohne sich aufzuhalten, geritten, und nur zuweilen, wo der Weg zu steil war, zu Fuß gegangen waren. Den ganzen Weg von der Estanzia bis Orotava, den sie in 5 Stunden ritten, rechneten sie auf 15 englische Meilen; denn sie legten ihrer drei in einer Stunde zurük; zieht man nun für Krümmungen und Umwege 5 Meilen ab; so wird die Entfernung von der See bis zu der Estanzia in gerader Linie etwa 10 Meilen betragen. Wenn man hiermit, sezt Glas hinzu, die immer aufsteigende Erhebung des Weges genau vergleicht; so wird die senkrechte Höhe der Estanzia etwa 4 englische Meilen ausmachen; und thut man denn noch eine Meile senkrechter Höhe von da bis zum Gipfel des Piko hinzu; so beträgt die ganze Höhe etwa 5 englische Meilen. Bei dieser Berechnung glaubt Glas nicht über eine Meile irren zu können, und sagt, keiner, der zu Orotava gewesen, werde zwei bis drei und zwanzig Grade aufsteigender Höhe von da, bis zum Gipfel der Insel für zu viel halten; denn so viel habe er bei dieser Berechnung der senkrechten Höhe angenommen. Allein er hat sich doch wahrscheinlich geirrt, welches vermuthlich daher kommt, daß er keine Instrumenten gebraucht hat, womit man die Höhe eines Berges genau untersuchen kann: denn nach dieser Rechnung würde der Pik viel höher seyn,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

als die Alpen, oder selbst der höchste Theil der Andes.

Keinen Ort in der Welt hält Glas für schiklicher zu einem Observatorium, als die Estanzia, von welcher aus man, so lange die gemässigte Witterung anhält, nemlich den ganzen Julius, August und September hindurch, über die Winde und Witterung der Region über den Wolken, ihrer Natur und Eigenschaften ꝛc. die besten Beobachtungen anstellen könnte.

Die Insel Teneriffa hat durch Erdbeben und Vulkane sehr grosse Veränderungen erlitten; eines der schröklichsten ereignete sich im J. 1704, welches Jahr die Eingebohrnen deswegen das Jahr der Erdbeben nennen. Einige Zeit nach demselben wurde folgende Nachricht davon aufgesezt, die man in verschiedenen Beschreibungen der Kanarischen Inseln findet:

„Im Jahr 1704 ereignete sich der schreklichste Vorfall dieser Art, welcher jemals erlebt worden. Das Erdbeben nahm den 24ten December seinen Anfang, und innerhalb drei Stunden fühlte man 29 Stösse. Hiernächst wurden sie so heftig, daß sie alle Häuser von Grund aus erschütterten, und die Einwohner nöthigten, sie zu verlassen. Die Bestürzung ward allgemein, und das Volk, von dem Bischoff ange-

führt, hielt Prozeßionen und Bußgebeter im freien Felde. Am 31ten sah man ein großes Licht zu Manja, nach den weißen Bergen hin. Hier öfnete sich die Erde, und es entstanden zwei Vulkane, die solche Haufen von Steinen auswarfen, daß zwei ansehnliche Berge daraus entstanden; und die brennende Materie, die noch immer ausgeworfen wurde, entzündete über 50 Feuer in der Nachbarschaft. Dieser Zustand dauerte bis zum 5ten Januar, da die Sonne durch die Wolken von Rauch und Flammen gänzlich verfinstert wurde, welches beständig zunahm, und die Bestürzung und den Schreken der Einwohner vermehrte. Es war noch nicht Nacht, als schon das ganze Land, drei Meilen in die Runde, in Flammen stand; denn reissende Ströme von flüßigem Feuer ergoßen sich nach allen Seiten hin, und wurden durch einen andern Vulkan verursacht, welcher durch wenigstens dreißig verschiedene Schlünde in dem Umfang einer halben Meile, gegen Orotava, ausgebrochen war. Was das Grausen dieser schreklichen Scene am meisten vermehrte, war die Heftigkeit der Stöße, welche nie das geringste nachliessen, durch ihre Gewalt verschiedene Häuser über'n Haufen warfen, und andere bis auf den Grund erschütterten, unterdeß die armen Einwohner hülflos und voller Angst aufs freie Feld hinausliefen, wo sie jeden Augenblik erwarteten, daß ein neuer Schlund sich aufthun, und

sie verschlingen würde. Das Getöse des tobenden Vulkans hörte man 20 Meilen davon auf der See, und man hat glaubwürdig versichert, die See habe in dieser Entfernung so gewaltige Stöße gethan, daß die Schiffer voller Schreken geglaubt, das Schif sei auf einen Felsen gestossen, bis endlich die Fortsezung dieser Bewegung sie die wahre Ursach vermuthen lassen. Ein Strom von Schwefel und geschmolzenen Metallen verschiedener Art ergoß sich aus diesem lezten Vulkan gegen Guimar; und die Häuser und öffentlichen Gebäude dieser Stadt stürzten von der Gewalt des Erdbebens ein. Am 2ten Februar brach ein anderer Vulkan in der Stadt Guimar aus, welcher eine grosse Kirche gänzlich zerstörte und verschlang. So wurden die armen Einwohner vom 24ten December an, bis zum 23ten Februar durch beständige Stöße des Erdbebens, und fürchterliche Vulkane, die in verschiedenen Theilen der Insel ausbrachen, in beständigem Schreken erhalten."

Von diesen allgemeinen Betrachtungen über die Insel Teneriffa, und ihre natürliche Beschaffenheit, wenden wir uns nun zur Beschreibung der vornehmsten Städte und Oerter auf derselben.

In einer kleinen Entfernung von der nordöstlichen Spize der Insel Punta de Nago, oder

Punta Naga genannt, sind einige hohe senkrechte Felsen; und 5 bis 6 Meilen von da, an der Südostseite der Insel, ist die Bay oder der Haven.

Santa Cruz; der von allen Haven der Kanarischen Inseln am stärksten besucht wird: die beste Rhede für große Schiffe ist hier zwischen der Stadt und einem Fort oder Kastel, etwa eine Meile nordwärts von derselben. Schiffe können hier, wenn sie mit guten Tauen und Ankern befestigt sind, bei allen Winden sicher liegen, obgleich die Bay den Nordost- Ost- und Südostwinden ausgesezt ist; aber diese Winde wehen kaum alle 4 oder 5 Jahre einmal so heftig, daß sie beträchtlichen Schaden verursachen. — Mitten in der Stadt ist ein Damm mit ungeheuren Kosten zur Bequemlichkeit der Landung erbaut. Er läuft gegen Norden, und das äußerste Ende desselben wendet sich gegen die Küste. Bei guter Witterung indeß schift man seine Güter in einem kleinen Busen zwischen den Felsen aus, nahe bei dem Zollhause, einen Steinwurf weit südwärts von dem Damme. — Wenn man über den Damm in die Stadt geht, kommt man linker Hand zu einem viereckigten Fort, St. Philippus genannt, welches eines der vornehmsten an der Bay ist. Nordwärts von demselben, an der Küste hinauf, sind noch einige Forts oder Batterien, mit Geschüz

besezt, die beträchtlichste derselben heißt Paßo Alto. Nahe dabei ist ein tiefes felsigtes Thal, welches an der Seeküste anfängt, und eine große Streke ins Land hinein geht. Dies würde jeden Angrif eines Feindes von der Seite her ausnehmend schwierig machen. Nordwärts von hier, die Küste hinauf, findet man weiter kein Fort.

An der Südseite der Stadt sind einige Batterien, und weiter hinaus, dicht an der Küste, ist ein Fort, Namens St. Juan. Die ganze Seeküste von hier gegen Süden ist gewöhnlich unzugänglich, weil sie von Natur durch Felsen befestigt ist, an welchen die See sich fast beständig bricht. Alle diese Forts sind mit Kanonen besezt, und durch eine dike steinerne Mauer, welche an dem felsigten Thale anfängt, und fast ohne Unterbrechung bis an das Fort St. Juan fortläuft; mit einander verbunden. An der innern Seite ist die Mauer nur brusthoch, auswärts aber, gegen die See zu, ist sie höher. Der Eingang von der See her in die Stadt ist bei dem Damme durch einen offenen Weg zwischen der Mauer und dem Castel St. Philipps, welches diesen Eingang dekt. — Auf der D'Anvilleschen und Glas'schen Karte ist keines dieser Forts bemerkt, wozu die erstere freilich zu klein war.

Die Stadt Santa Cruz ist weitläuftig, ob sie gleich nur drei, jedoch breite, aber herzlich schlecht gepflasterte Strassen hat, und enthält verschiedene Kirchen, drei Mönchen-Klöster, ein Hospital, und die besten Privathäuser, die man nur irgend auf den Kanarischen Inseln in einer Stadt antrift. Die Gebäude sind von aussen alle weiß angestrichen; die Häuser der Vornehmen und Reichen sind weitläuftig, und die Wohnzimmer eine Treppe hoch um den innern Hofplaz herum gebaut, mit einer Gallerie an allen Seiten, welche zu den Zimmern führt, bei deren Einrichtung man mehr darauf sieht, daß sie kühl seyn, als daß sie in die Augen fallen. Die Fenster haben, statt der Glasscheiben, hölzerne Gitter, die die Luft leicht durchlassen, und dem Frauenzimmer Gelegenheit geben, die Vorübergehenden zu beobachten, ohne selbst bemerkt zu werden. Die innern Wände werden weder angestrichen noch tappeziert, sondern bleiben, wie sie von Natur sind. Die Häuser der gemeinen Leute sind schlecht und machen einen armseligen Anblik; so, wie die Kirchen. Die wenigen Priester gehen ebenfalls arm und demüthig einher. Sie ist in der That die Hauptstadt aller dieser Inseln; denn obgleich der bischöfliche Siz und die Gerichtshöfe sich in der Stadt Palmas in Groß-Kanaria befinden; so residirt doch der Generalgouverneur der sämtlichen Inseln immer zu Santa Cruz, wo beständig ein gros-

ser Zusammenfluß von Fremden ist, weil der Handel von den Kanarischen Inseln nach Europa und Amerika hier seinen Mittelpunkt hat. Die Anzahl der Einwohner schäzt Glas auf ohngefähr 6 — 7000. Das Wasser, welches sie trinken, wird in offenen hölzernen Trögen oder Röhren aus einer jenseits des obgedachten Thals befindlichen Quelle in die Stadt geleitet; und ausserdem sind in vielen Häusern der Stadt Wassergruben, die zum Kochen und dergl. gebraucht werden. Auf der Landseite ist die Stadt nicht befestigt, weil man von daher keine Gefahr besorgt. Alles umliegende Land ist dürre, steinigt und unfruchtbar.

Etwa vier Meilen südwärts von Santa Cruz, nahe bei der See ist eine Höhle, mit einer Kirche oder Kapelle zu Unser lieben Frau von Candelaria genannt. In derselben befindet sich ein ungefähr 3 Fuß hohes Bild der Jungfr. Maria, welches in der einen Hand eine grüne Wachskerze, und in der andern ein Jesuskind hat, das in jeder Hand einen vergoldeten Vogel hält, welche die Tauben der Reinigung vorstellen sollen. Die Farbe des Gesichts ist schwärzlich, wie von der Sonne verbrannt, die Kleidung ist blau mit Gold. Auf dieser befinden sich gewisse Römische Charaktere.

Dieses Bild soll auf eine wunderbare Weise

entdekt worden seyn, auch viele Wunder verrichtet haben. Jährlich am heiligen Abend der Reinigung Mariä sieht man eine Menge von Lichtern in Prozeßion um die Höhle gehn, wo dies Bildnis steht; und am folgenden Morgen findet man an der Seeküste herum viele kleine Stukchen Wachs, die von den Lichtern abgetröpfelt sind. Davon soll diese Kapelle den Namen Candelaria bekommen haben, welche mit so vielerlei Schmuk geziert ist, daß man sie für den reichsten Ort in allen Kanarien-Inseln hält. Zu einer gewissen Zeit des Jahrs wallfahrten fast alle Einwohner der Insel dahin, wobei Schaaren junger Mädchen unterwegs das Lob der heil. Jungfrau und die Wunderthaten dieses Bildnisses in den angenehmsten Melodien besingen.

Südwärts von Candelaria ist Punta Prieta, die südwestliche Spize der Insel; von hier zieht die Küste sich westwärts nach la Montana Roxa; und von da nordnordwestlich nach Punta Teno der nordwestlichen Spizze der Insel. Diese Spizzen oder Vorgebirge sind auf der D'Anvilleschen Karte, vermuthlich aus Mangel des Raums, nicht bemerkt, la Montana Roxa aber scheint mit D'Anvilles la Rocca einerlei zu seyn. Dieses fehlt aber auf Glas's Karte. Diese ganze Küste ist unfruchtbar, und fast ganz unbewohnt. Ausser in der Mitte zwischen Montana Roxa und der Spizze Teno, etwas näher aber

bei Teno, liegt die Bay Adexe, oder, wie es ausgesprochen wird, Adeche, auf D'Anvilles Karte Adeca, wo grosse Schiffe ankern können; sie ist aber den Südwestwinden ausgesezt, und wird wenig besucht, ausser von Böten aus der Insel Gomera, die ihr gerade gegen über liegt. Bei Adeche hat der Graf von Gomera ein Haus, und einige Ländereien, auf welchen er tausend Negersklaven hält, Zukkerrohr zu pflanzen, und Zukker zu machen. In der Nachbarschaft dieses Havens sind einige Berge mit ansehnlichen Fichtenwäldern, die sehr leicht zu besteigen sind, und aus welchen die Einwohner von Gomera gewöhnlich ihr Bauholz holen, weil die Wälder auf ihrer Insel unzugänglicher sind.

Zwischen Adexa und Teno ist die Küste etwa eine halbe Meile hoch, und senkrecht wie eine Mauer. Verschiedene Ströme stürzen sich von dem Gipfel ins Meer.

Die Spizze Teno erstrekt sich in Form eines halben Mondes eine ziemliche Weite in die See. Hinter derselben, gegen Süden, ist die See sehr stille, wenn der Passatwind wehet, der, wenn er stark ist, gegen Norden von der Spizze das Meer sehr anschwellet. Es scheint hier, nach Glas Vermuthung, ein sehr bequemer Haven zu seyn.

Von Teno erstrekt sich das Land gegen Ostnordost zu Ost, bis an die Spize Nago oder Punta de Naga, das nordöstliche Ende der Insel. Diese Seite von Teneriffa hat ein ganz anderes Ansehen, als die beiden andere; denn wenn man sie von der See her ansieht, erblikt man eine Menge von Dörfern, Gehölzen, Weinbergen und Kornfeldern, die einen sehr angenehmen Anblik geben.

Längs der Küste gegen Nord-Osten von Teno ist das Dorf St. Jago; und drei Meilen in der nehmlichen Direktion von diesem Punkt aus, liegt das Dorf Buenavista, zwischen den Weinbergen an der See. Beide sind von D'Anville und Glas auf ihren Karten nicht bemerkt. Etwas über 2 Meilen weiter liegt.

Garrachica, vormals der beste Haven in der Insel, weil er aus einer Bay in Form eines Hufeisens bestand. Er ward aber durch die schrekliche Erdbeben im Jahr 1704 zerstört, und mit Strömen glüender Lava angefüllt, die sich aus einem Vulkan in denselben ergossen, so, daß auf derselben Stelle jezt Häuser stehen, wo vormals Schiffe ankerten. Doch kommen im Sommer Fahrzeuge nach Garrachica, und liegen daselbst sicher bei dem Passatwinde, der um diese Zeit gewöhnlich aus Ostnordost we-

het. Die Stadt Garrachica ist noch jezt erheblich, und ziemlich groß, und enthält verschiedene Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie treibt einen kleinen Handel mit Wein und Brantwein, welcher gemeiniglich von hier aus in Barken, oder grossen offenen Böten nach Santa Cruz oder Orotava verschikt wird. Man verfertigt hier auch starke und dauerhafte Fahrzeuge, die zum Theil 300 Tonnen und drüber tragen können. Zwei Meilen gegen Osten von Garrachica liegt

Porto Orotava, eine Stadt etwa in der Mitte zwischen den Spizzen Teno und Nago, dicht an der Seeküste. Von hier geht kein Boot eher zu einem Schiffe in die hohe See, als bis es sich erst eine Meile der Küste genähert hat, da denn ein Boot einen Steuermann an Bord des Schiffes sezt, welcher es eine Meile gegen Westen von der Stadt in die Rhede bringt, wo die Schiffe in 40 bis 50 Faden Wasser vor Anker liegen. Dies ist ein guter Haven zur Sommerzeit, oder vom Anfang des May bis Ende des Oktober; im Winter aber sehen Schiffe sich oft genöthigt, ihre Taue einzuziehen, und in See zu gehen, aus Furcht, von einem Nordwestwinde überfallen zu werden, welcher die See mit vieler Gewalt gegen die Küste treibt. Doch dies geschieht selten.

Porto Orotava ist ein beträchtlicher Handelsplaz, der seit der Zerstörung von Garrachica sehr in Aufnahme gekommen ist. Sie hat zwey Kirchen, zwey Mönchs- und zwey Nonnenklöster, und verschiedene gute Privathäuser. An jedem Ende der Stadt ist eine schwarze, sandige Bay, die nach Norden ist mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, die angelegt ist, um hier die Landung eines Feindes zu hindern; neben der andern Bay ist ein kleines Kastel oder Fort aus der nemlichen Absicht erbaut, und an dem Landungsplaze dazwischen ist eine Batterie mit einigen Kanonen. Aber der beste Schuz dieses Havens ist die schwellende See, die sich beständig an der Küste bricht. Porto Orotava hat einen Ueberfluß an gutem Wasser, welches aus einem weit entfernten Bache in offenen hölzernen Rinnen dahin geleitet wird.

La Villa de Orotava, eine Stadt etwa eine Meile landeinwärts von der vorhergehenden und etwas grösser, als dieselbe, mit verschiedenen Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöstern, auch vielen ansehnlichen steinernen Privathäusern. Ein kleiner, mitten durch die Stadt fliessender Bach, versieht die Einwohner und ihre Gärten mit dem benöthigten Wasser. Zwischen ihr und Porto Orotava liegen zwei kleine Hügel wie Zukerhüte gestaltet.

Etwa in der Mitte zwischen Porto Orotava und Punta de Naga, ist eine Landspize, und hinter derselben, oder unter dem Winde, eine kleine Bay, oder Ankerplaz, Namens Puerta de Madera, der sich bei d'Anville und Glas auf der Karte nicht findet. Zwischen diesem und Orotava befinden sich noch einige Landungspläze von geringerer Erheblichkeit hinter Landspizzen belegen, wo von Böten für Porto Orotava oder Santa Cruz Wein geladen wird. Von Puerta de Madera aber, bis nach Punta Nago ist die Küste hoch, felsicht, gähe, und folglich unzugänglich.

San Christobal de la Laguna, oder Cividad de la Laguna, auf d'Anvilles Karte schlechtweg Laguna genannt, ist eine Stadt, etwa vier englische Meilen landeinwärts von Santa Cruz belegen. Die Landstrasse dahin von Santa Cruz ist ein sehr steiler Bergweg, den man nicht fahren, sondern nur auf Eseln und Mauleseln reiten kann. Bis in eine kleine Entfernung von der Stadt, welche am Ende einer geräumigen Ebene liegt, die an vier englische Meilen lang, und eine Meile breit ist. Diese Stadt ist die vornemste auf der Insel, und enthält zwei Pfarrkirchen, drei Mönchs- und zwei Nonnenklöster, nebst drei Hospitälern, wovon zwey für venerische Kranke, und eines für Findlinge bestimmt ist.

Die Jesuiten hatten hier ein Haus, wo aber nur zwei Mitglieder dieses Ordens wohnten, weil sie hier wenig oder gar keine Aufmunterung gefunden haben. Ausser den öffentlichen Gebäuden sind hier auch mehrere Privathäuser ganz artig. Das Trinkwasser für die Einwohner wird in offenen Rinnen nach der Stadt geleitet und kommt von den Bergen, die im Süden der Ebenen liegen. In dieser Stadt ist gar kein Handel, und nicht der geringste Schein von Thätigkeit und Geschäften; denn sie ist hauptsächlich vom Adel der Insel bewohnt, vornemlich von den Justizbedienten, als dem Corregidor und seinem Tiniente oder Stellvertreter, den Regidores oder Cavildo, nebst dem Richter von Indien, der im indischen Hause den Vorsiz hat, wo alle den westindischen Handel betreffende Sachen verhandelt werden. Verschiedene der ansehnlichsten Familien von Santa Cruz haben hier Häuser, wohin sie sich begeben, wenn sie sich von ihren Geschäften erholen wollen. Die Luft ist hier nicht so heiß, als in Santa Cruz, weil lezteres viel tiefer und näher am Ufer liegt. Es ist hier auch ein Inquisitionsgericht mit seinen Bedienten, welches unter dem Tribunal des heil. Officiums zu Groß-Kanaria steht. Ungeachtet alle diese Leute hier wohnen, scheint doch die Stadt einem Fremden, wie verlassen und fast unbewohnt, denn man sieht kaum einen Menschen auf den Strassen, und Gras wächst sogar auf

den vornehmsten derselben. Sie verhält sich gegen Santa Cruz wie Delft gegen Amsterdam.

Hinter dieser Stadt ist eine Laguna, oder ein Landsee, etwa eine halbe englische Meile im Umfange, wovon die Stadt ihren Beinamen hat. Im Sommer ist er trokken, im Winter aber mit stehendem Wasser angefüllt. Weil diese Stadt auf einer Ebene, und sehr hoch über der See liegt; so ist sie im Winter ausserordentlich kalt, und zu allen Zeiten den Winden ausgesezt. Der Nordwestwind ist hier gemeiniglich sehr heftig, und herrscht, wenn der Passatwind aus Nordnordost, und Nordost in der Bay von Santa Cruz sehr scharf wehet. Die Einwohner von Laguna haben auf dem Gipfel des Berges, oder am Ende der Ebene, gerade, wo der Weg nach Santa Cruz hinabgeht, eine Allee von Bäumen gepflanzt, die aber durch den heftigen Wind alle gegen Südost gebogen, und ihrer Blätter beraubt sind: sie waren genöthigt, jeden derselben mit einer runden Mauer zu umgeben, als sie gepflanzt wurden, um sie vor dem Winde zu schüzzen, bis sie stark genug waren, seiner Gewalt selbst zu widerstehen.

Vom westlichen Ende dieser Ebene läuft die Strasse bei la Montanza de Centejo hinab, welches ein grosses, meist von Bauern bewohntes Dorf ist, und ungefähr in der Mitte des

Weges von Santa Cruz nach Porto Orotava li gt. Es steht nicht auf d'Anvilles und Glas Karten. Von hier bis Villa de Orotava sind eine Menge bewohnter Oerter. Denn zur Rechten liegen die grossen Dörfer oder Flekken Lacoronte, Sausal und la Rambla, die lezte steht nur auf d'Anvilles Karte, die mittlere auch nicht auf Glas seiner. Ausser diesen sind daselbst noch mehrere kleine Dörfer und einzelne Wohnungen.

Realejo ist die nächste Stadt weiter gegen Westen, die aber auf beiden mehrgenannten Karten nicht bemerkt ist. Sie ist groß, etwa eine Meile jenseits Villa de Orotava und mit Weinbergen umgeben.

Alle diese Oerter sind volkreich, und liegen nicht weit von der See, von welcher aus man die meisten derselben sehen kann; überhaupt ist kein bewohnter Ort der Insel weiter als drei Meilen von derselben entfernt.

Wenn man von Orotava den Gipfel der Insel hinansteigt, den Piko zur rechten Hand liegen läßt, und denn gegen Südwest hinabsteigt, kömmt man zu der Stadt

Chazna, von einigen Villa Flor genannt, wie sie auch auf Glas Karte heißt. Sie enthält

ein Mönchskloster, und bei derselben liegt ein säuerlicher Gesundbrunnen, dessen Wasser gegen viele Krankheiten ein sehr wirksames Mittel abgeben, den venerischen Personen aber sehr schädlich und gefährlich seyn soll.

Guimar, eine Stadt gegen Südost, landwärts von Candelaria, ist ansehnlich, aber eben so wie Chazna von andern Oertern abgelegen. D'Anville hat sie nicht auf seiner Karte. In diesen beiden Städten, Guimar und Chazna, wohnen einige Familien, die sich rühmen, ächte Abkömmlinge der Guanches zu seyn. Sie haben aber die Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren, so wie ihre Sprache, gänzlich verlohren, ihre Farbe scheint etwas weisser zu seyn, als der Spanier aus Andalusien.

Ico, eine grosse und volkreiche Stadt, über Garrachica belegen; woselbst einige Seidenmanufakturen, vornemlich von Strümpfen sind, die nach dem spanischen Westindien geschikt werden.

Ausser diesen beschriebenen Oertern enthält die Insel noch mehrere und viele kleine Dörfer, vornemlich westwärts von Realejo nach Ico und Buenavista hin.

In den Bergen zwischen der Stadt Laguna und Punta Nago findet man eine Menge anmu-

thiger, romantischer kleiner Thäler und tiefer Gründe, welche wohl bewässert, und mit schattigten Hainen bedekt sind. Dieses sind die angenehmsten Oerter der Insel, und die Bewohner dieser Berge sind weisser, als die andern auf der Insel, und vermuthlich Nachkommen jener Weissen, die an der Nordseite dieser Insel wohnten.

Diese Insel ist unter allen Kanarien die volkreichste, und man rechnet ihre Einwohner so zahlreich, als auf den übrigen allen zusammengenommen, und will bei der lezten, von Glas angeführten Berechnung, nicht weniger als 69000 *) Menschen darauf gezählt haben.

5. Die Insel Gran Canaria.

Die Insel Gran Canaria liegt im 29sten Grade der nördlichen Breite und 3ten Grade der östlichen Länge von Ferro, auf der D'Anvilleschen Karte. Die nordöstliche Spizze dieser Insel liegt 18 Meilen gegen Westen vom südwestlichen Ende der Insel Fuertaventura, und bei hellem Wetter kann man die eine Insel von der andern leicht sehen. Canaria hat etwa 14

*) Andere sezten sie 96,000. Wahrscheinlich ist eins von beiden ein Schreib- oder Drukfehler.

Meilen in die Länge, 9 in die Breite, und 35 im Umfange; wenn man die Länge rechnet von der nordöstlichen Spizze südwärts nach der Spizze Arganeguin, und die Breite vom Haven von Angaete an der Westseite der Insel bis zum Haven Gaudo an der Ostseite.

Die innern Gegenden der Insel sind ausnehmend hoch und voller Berge, die so weit über die Wolken emporragen, daß sie den Strom des gemeiniglich hier wehenden Nordostwindes hemmen; wenn also dieser Wind auf der Nordseite der Berge sehr scharf wehet; so ist auf der andern die Luft entweder ganz stille, oder sie wird nur von sanften Südwestwinden bewegt. Diese Windstillen, welche durch die Höhe der Berge über der Atmosphäre verursacht werden, erstrekken sich noch 20 bis 25 Meilen weiter als dieselben gegen Südwest. Diese Windstillen sind auch noch jenseit einiger andern dieser Inseln; denn von Teneriffa erstrekken sie sich 15 Meilen in die See von Gouiera 10, und von Palma 30; und für kleine Fahrzeuge oder offene Boote ists äusserst gefährlich, sich hineinzuwagen, wenn der Wind ausser denselben stark wehet. Wenn man zuerst in diese Meerstillen kömmt, sagt Glas, sieht man die Wellen schäumen und sieden, wie in einem Topf, und sich nach allen Seiten hin brechen. Das Schif wird so sehr erschüttert, und auf allen Seiten von den Wellen ge-

schlagen, daß man glauben sollte, es sey unmöglich, ihnen zu widerstehen. Doch dauert dies nicht lange, man muß nur gleich das Hauptsegel aufziehen, und sorgfältig Acht haben, jeden Windstoß aufzufangen. Sobald man hineingekommen ist, findet man entweder eine todte Stille, und ein ebnes Wasser, oder einen angenehmen und anhaltenden Süd- oder Südwestwind, je nachdem der Wind außerhalb wehet.

Ob diese Insel gleich hoch und bergigt ist; so findet man doch zwischen den Bergen und an der Seeküste viele Ebenen, und mehr flaches Land, als in einer der vorher beschriebenen Kanarischen Inseln, die ihr gegen Westen liegen.

Die Luft ist nirgends angenehmer, als in dieser Insel: denn im Sommer ist die Hize selten übermäßig groß, und übersteigt selten die Hize in England in den Monaten Julius und August; und die größte Kälte des Winters ist nicht strenger, als in England das Ende des Mais in einem späten Frühlinge. Die nemlichen Winde wehen hier, und zu den nemlichen Zeiten, als in Lacerota und Fuertaventura; aber der Nordwind ist nicht so scharf, und in Vergleichung mit jenen nur ein frisches Lüftchen, welches die Luft abkühlt und mäßigt. Der Himmel ist hier auch selten mit Wolken bedekt, und fast immer heiter, und frei von Donner und

Stürmen. Die einzige unangenehme Witterung ist dann, wenn der Südostwind von der Afrikanischen grossen Wüste Sarah her weht; aber dies geschieht selten, und immer nur kurze Zeit. Da diese Winde sehr heiß, troken und erstikend sind; so sind sie den Früchten sehr nachtheilig, theils wegen ihrer verderblichen Eigenschaft, theils auch, weil sie Wolken von Heuschreken mitbringen, die, wo sie sich niederlassen, alles Grüne abfressen. Auf den Bergen herrscht eine ganz andere Witterung; denn da ist die Luft im Winter sehr kalt, und ihre Gipfel sind wegen des vielen Schnees unbewohnbar, der in dieser Jahrszeit daselbst fällt. Ausserdem ist die Luft dieser Insel so außerordentlich gesund, und ihr Klima so vortreflich, daß man von den Einwohnern sagt, sie genießen Gesundheit und langes Leben weit mehr, als irgend ein Volk auf der Erde. Sie sind, wie Glas bemerkt, die ersten, welche erkranken und sterben, wenn sie mit Europäern sich in ein heisses ungesundes Klima begeben.

Die Insel Groß-Kanaria ist sehr gut gewässert, und hat einen Ueberfluß an allerlei Arten Holz, da fast alles, was man nur auf ihr anpflanzt, gedeihet; und die Fichte, Palme, wilde Olive, Lorbeere, Pappel, Hollunder, Brestos, (eine Art von Reisholz) Drachenbaum, (welcher ein Harz giebt) Lena nueßa oder Lig-

num Rhodium, die Aloestaude, Indianische Feige oder stachlichte Birne, und Tubayba, wachsen hier von selbst, und ohne Wartung. Das leztere ist eine Staude, deren Zweige kein Laub haben, ausser an den äußersten Spizen. Wenn diese Staude mit einem Messer gespalten, oder mit einem Stok geklopft wird, giebt sie eine klebrigte Substanz, von weisser Farbe. Die Euforbiumstaude wächst hier in großem Ueberfluß, und zu einer ausserordentlichen Grösse. Wenn die Einwohner den Saft derselben auspreßten, und ihn statt des Pechs zu ihren Böten und Fahrzeugen gebrauchten; so würde er nicht nur besser halten, sondern auch ein würksames Verwahrungsmittel gegen die Würmer seyn. Die Torrahala ist eine Art von Taxbaum, oder wilder Tanne, die Retama, eine dürre Staude ohne Blätter, den Zweigen eines Weinstoks nicht unähnlich, und einige derselben wachsen zu der Dike eines Mannsarms. Ausser diesen giebts noch viele andere Bäume und Stauden auf dieser Insel. Alle grosse Bäume, ausser der Palme, welche einheimisch auf der Insel sind, wachsen auf den Bergen, nahe an den Wolken, welche sich gegen Abend auf sie herabsenken, und sie mit Feuchtigkeit versehen.

Von Baumfrüchten giebts hier Mandeln, Haselnüsse, Wallnüsse, Aepfel, Birnen, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Maul-

beere, Feigen, Bananas, Datteln, Pomeranzen, Limonien, Zitronen, Granaten, und überhaupt alle Amerikanische und Europäische Baumfrüchte, die Ananas ausgenommen, die auf allen diesen Inseln nicht wachsen. An Getraide haben sie Weizen, Gerste und Mais oder indianisches Korn; aber Erbsen, Bohnen und Gervansas, (eine Art von Feldbohnen), sind selten und theuer. Man findet Melonen von verschiedener Art, Potatoes, Batatas, Yams, Kürbisse, die besten Zwiebelgewächse in der Welt, auch vielerlei andere Arten von Wurzeln im Ueberfluß, und alles vortreflich. Es fehlt auch nicht an Kohlkräutern und Salat. Kurz, die Natur bezahlt dem Landbebauer seine Arbeit mit reichlichem Ueberfluß.

Obgleich Kanaria mehr ebenes Akerland hat, als eine der Inseln im Westen derselben; so hat es doch gar kein Verhältniß gegen den steinigten, felsigten und unfruchtbaren Boden; Glas schäzt es wie eins zu sieben, und bemerkt, daß es sich mit geringem Fleiß verbessern, und sehr fruchtbar machen liesse, wenn die Bauren Wasser auf ihre dürren Felder leiteten, welches sie aber aus dem Grunde nicht thun, weil ihnen die Regierung doch in gesegneten Jahren die Ausfuhr ihres Ueberflusses nicht erlaubt. Der fruchtbarste Theil der Insel ist der Berg Dotamas, etwa 2 Meilen von der Stadt Palmas, er ist

mit angenehmen Wäldern von verschiedenen Arten wohlriechender Bäume beschattet, deren hohe Zweige so ineinander verflochten sind, daß sie keine Sonnenstrahlen durchlassen. Die rieselnden Bäche, welche diese schattigten Haine bewässern, das Gesäusel der Lüfte zwischen den Bäumen, und der melodische Gesang der Kanarienvögel machen ein überaus angenehmes Konzert, welches die Erinnerung an die glüklichen Inseln der Alten lebhaft erneuert. Der höher liegende Theil der Insel ist im Gegentheil ganz unfruchtbar und wüste, hat weder Gras noch Stauden, einige wenige Retamas ausgenommen: denn er erhebt sich hoch über die Wolken, und empfängt daher weder Tau noch Regen, sondern ist einem troknen, dörrenden Winde ausgesezt, der in einer dem, gemeiniglich westlichen, Passatwinde unter den Wolken gerade entgegengesezten Richtung bläßt. Des Nachts wehet dieser Wind stark, aber bei Tage säuselt er nur. Im Winter ist der Gipfel dieser Insel unzugänglich, weil er ganz mit Schnee bedekt ist.

Daß diese Insel vormals Vulkanen unterworfen gewesen, und dadurch sehr verunstaltet worden, beweißt die ungeheure Menge von verkalchten Steinen, Asche und Lava, die den größten Theil derselben bedekt, und den Boden unangenehm macht. Die Vulkane, welche diese

Materie vormals ausgeworfen, sieht man noch allenthalben, sowohl in dieser, als den übrigen Inseln, wie auch die Kanäle, wo die Feuerströme ihren Fluß hergenommen haben, diese sind voller Asche und Bimssteine. Doch scheint seit der Spanischen Eroberung der Insel kein Vulkan auf derselben gebrannt zu haben.

Obgleich der Wein in Kanaria gut ist; so hat er doch nicht die Güte des Weins von Teneriffa, und ist daher zur Ausfuhr nicht tauglich; indeß werden doch jährlich viele Fässer davon nach dem Spanischen Westindien versandt. Oliven hat man auf dieser Insel zwar angepflanzt, aber aus ihrer Frucht kein Oel gepreßt, weil sie nicht zu solch einer Vollkommenheit gelangten, als in Spanien, der Barbarei und andern Ländern. Vormals wurde auch viel Zuker hier zubereitet; aber der starke Absaz von Wein und Brandtwein aus Kanaria nach dem Spanischen Westindien verminderte den Bau des Zukerrohrs; und die Einwohner fanden mehr Vortheil dabei, ihre Weine zu Havannah für Zuker umzusezen, als solchen in ihrer Insel selbst zu bauen. An Honig hat Kanaria einen Ueberfluß, welcher gut, aber von einer dunkeln Farbe ist.

Die Thiere dieser Insel sind Kameele, Pferde, Esel, einige Maulthiere, Rinder, Schaafe, Ziegen, Schweine, Kaninchen, Hüner, Pu-

ter, Gänse, Enten, Rebhüner, Krähen und Kanarienvögel, nebst einigen andern von gleicher Größe.

Kanaria wird zuweilen durch Heuschreken heimgesucht, die von den Südostwinden aus der Afrikanischen Wüste dahin geführt werden, und alles Grüne, wo sie sich niederlassen, verzehren. Eidexen giebts in dieser, und allen übrigen Kanarieninseln sehr häufig, aber man findet hier weder Schlangen noch Skorpionen oder andere giftige Thiere.

Wir wenden uns nun zur Beschreibung der Städte und Oerter dieser Insel; und fangen am nordöstlichen Ende an. Daselbst ist eine Halbinsel, von etwa 2 Meilen im Umfange, die mit der Hauptinsel durch eine Landenge zusammenhängt, die etwa 2 englische Meilen lang, und, wo sie am schmälsten, eine Viertelmeile breit ist. An jeder Seite dieser Landenge ist ein Busen, der, an der nordwestlichen Seite dem Aufschwellen der See ausgesezt ist, und daher zur Rhede für grosse Schiffe nicht taugt; kleine Barken aber gehen zwischen einer Reihe von Felsen und der Küste, und liegen daselbst stille, und vor allem Wind und Wetter gesichert. Hier bessern die Einwohner ihre kleinen Fahrzeuge aus.

Auf der andern Seite der Erdenge ist eine geräumige sandigte Bay, von einigen Porto de Luz, so heißt sie auf D'Anvilles Karte, von andern aber Porto de Isletes genannt, wegen einigen gähen Felsen oder Inseln beim Eingang des Busens gegen Nordost. Dieses ist eine gute Rhede für alle noch so sehr beladene Schiffe, ausser bei dem Südostwinde, dem sie ausgesezt ist. Dieser Wind ist hier aber nicht häufig, und wehet selten so stark, daß er Schiffe in Gefahr sezte. Der Landungsplaz ist gerade in der Bucht oder dem Busen der Bay, wo das Wasser gemeiniglich so stille ist, daß ein Boot ohne Gefahr an der Küste liegen kann. An diesem Landungsplaze steht eine Einsiedelei oder Kapelle, der heil. Katharina geweihet, und ein schwaches, mit einigen Kanonen beseztes Kastel. Eine Meile weit von hier, längst der Küste gegen Osten liegt

Cividad de las Palmas, die Hauptstadt der Insel, zwischen welcher, und dem obigen Kastel noch zwei andere Forts sind, die zwar Kanonen, aber nur einige wenige Invaliden zur Besazung haben. An dem andern Ende der Stadt befindet sich noch ein Kastel, St. Pedro genannt, aber keines von beiden ist im Stande, einen regelmäßigen Angrif auszuhalten. Obgleich diese Stadt nicht befestigt ist, so ist sie doch ziemlich groß, und enthält verschiedene

schöne Gebäude, besonders die Cathedralkirche der heil. Anna, nebst vielen andern Kirchen, und sowohl Mönchs= als Nonnenklöster von allen Orden. Die Privathäuser sind im Ganzen genommen gut, und von Steinen erbaut. Die Stadt ist in 2 Theile abgetheilt, die durch eine Brüke verbunden sind, die über einen kleinen Fluß geht. Die Anzahl der Einwohner schäzt Glas ungefähr auf 6000.

Gaete oder Agaete, auf Glas Karte La Gate, auf der D'Anvilleschen steht er nicht, ein Haven an der Nordwestseite der Insel, welcher ein Kastel zur Beschüzung hat. Er wird nur von Böten besucht, welche Lebensmittel ɛc. von da nach Santa Cruz in Teneriffa führen. Das Land umher ist reichlich mit Wasser versehen, und hat einen Ueberfluß an Fruchtbäumen. Von Gaete geht eine Heerstrasse nach Palmas.

Ausgenommen an diesem Haven ist die ganze Küste von Kanaria für Böte und kleine Fahrzeuge gemeiniglich unzugänglich, weil sich die See an derselben bricht; selbst der südwestliche Theil der Insel ist dieser Unbequemlichkeit ausgesezt, wiewohl er vom Lande her gegen die Gewalt des Passatwindes gesichert ist.

Es giebt ausser Palmas weiter keine Städte in Kanaria, aber eine Menge Dörfer, wovon

Galdar, zwischen la Gate und Palmas auf Glas Karte, belegen, und

Telde, ohngefähr in der Mitte an der Ostküste der Insel auf der genannten Karte, die vornehmsten sind. Ausser diesen sind noch auf dieser und der D'Anvilleschen Karte verzeichnet

Maspalama an der Südwestküste;

Aquimes südwestlich von Telde landeinwärts belegen;

Tirachana nordwestlich von Aquimes ebenfalls im innern Lande, endlich

Arecusa nicht weit von der westlichen Küste.

6. Die Insel Fuertaventura.

Diese Insel liegt auf der D'Anvilleschen Karte im $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}°$ Ostlänge von Ferro, und im 28 und 29ten Grade der nördlichen Breite. Ihr südwestliches Ende, Punta Handia auf Glas Karte genannt, liegt etwa 18 Meilen von der östlichen Spize der Insel Gran Canaria, und das nördliche etwa 7 englische Meilen Süd zu West von der südwestlichen Spize von Lancerota. In dem Kanal zwischen diesen beiden Inseln, aber näher bei Fuertaventura, liegt die kleine unbewohnte und wasserlose Insel Lobos, die etwa eine Meile im Umfange hat. Dicht bei derselben ist eine gute und bequeme Rhede.

Fuertaventura ist etwa 18 englische Meilen lang, und fast durchgehends 15 breit; nur in der Mitte ist sie schmal und niedrig, so, daß sie von der See beinahe in zwei Theile getheilt wird. Derjenige Theil der Insel, welcher an der Südseite der Landenge liegt, ist bergigt, sandigt, unfruchtbar, und fast ganz unbewohnt. Der nördliche Theil ist zwar auch bergigt, aber doch im Innern fruchtbar und gut bevölkert.

Das Klima dieser Insel ist ausnehmend gesund, welches vielleicht der Trokenheit des Bodens, und den starken Nordwinden, die hier fast beständig wehen, zuzuschreiben ist, so, daß die Einwohner gemeiniglich ein hohes Alter erreichen.

Von der Mitte, oder dem Ende des Aprils, bis zum Anfang oder der Mitte des Oktobers, wehet der Wind heftig, und fast ununterbrochen, aus Norden und Nordnordosten, zuweilen wendet er sich ein wenig mehr ostwärts. Von der Mitte des Oktobers bis zu Ende des Aprils wehet er gemeiniglich in der nemlichen Richtung, läßt aber dann und wann nach, und macht auch andern Winden Plaz. Der Südwestwind bringt immer Regen, und ist daher dieser Insel und Lancerota sehr willkommen. Andere Winde, vornemlich aus Nordwest, bringen zwar auch Regenschauer, aber diese treffen nur einen

Theil der Insel, und dauren nicht lange; der Regen aber, der aus Südwesten kommt, hält öfters zwei bis drei Tage an, fällt sehr dik in kleinen Tropfen, dringt in die Erde ein, und befeuchtet sie durch und durch. Wenn dieser Regen zu fallen beginnt, säen die Einwohner ihr Getraide aus, und etwa 14 bis 20 Tage nach dem leztern Regen, nemlich gegen das Ende des Aprils ists reif zur Ernte. Der Nord- und Nordnordostwind bläset so heftig und beständig auf der Insel Fuertaventura und Lancerota, daß sie keine Art von Bäumen aufkommen lassen, vornemlich in Lancerota, welche Insel ihrer Gewalt mehr ausgesezt ist, als Fuertaventura. Diese ist daher nicht völlig entblößt von Bäumen und Gesträuchen. Man hat hier Palmen, wilde Oliven, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarrahala nennen. Die Baumwollen und Euforbiumstaude, Feigenbäume, und eine Staude, welche stachlichte Birnen trägt, wachsen in Gärten, wiewohl diese leztern in den Feldern von Kanaria und den westlich gelegenen Inseln ohne Wartung wächst.

Obgleich diese Inseln so entblößt von Bäumen sind, so haben sie doch einen Reichthum an vortreflichen Kräutern und wohlriechenden Blumen. Die große Menge und die Mannichfaltigkeit der leztern bewog die Einwohner, Birnen von den andern Inseln zu holen, um hier

eine

eine Zucht derselben anzulegen, aber dies wollte nicht glüken, weil die Bienen die heftigen Winde nicht aushalten können.

Mancherlei Arten Getraide wachsen in beiden Inseln, als Weizen, Gerste, Mais oder indianisches Korn, und zwar in so großem Ueberfluß, daß es nicht nur für die Einwohner selbst, sondern auch noch für die Inseln Teneriffa und Palma hinreicht, deren Unterhalt größtentheils von diesen Inseln abhängt. Wein bringt Fuertaventura mehr und besser hervor, als Lancerota.

Auf den Felsen an der Seeküste wächst eine grosse Menge Orchillakraut, welches man beim Färben gebraucht. Es wächst aus den Rizen der Steine und Felsen, etwa 3 Zoll lang, zuweilen auch 8 bis 10 Zoll lang, welches aber ungewöhnlich ist. Es hat runde Stengel von der Dike eines gewöhnlichen Pakfadens. Seine Farbe ist grau, fällt ins Weisse, und hin und wieder auf dem Stengel findet man weisse Fleken oder Masern. Aus einer Wurzel wachsen mehrere Stengel, die sich in einiger Entfernung von derselben in Zweige zertheilen. Man sieht nicht das geringste von Erde oder Staub auf dem Stein oder Felsen, wo es wächst. Diejenigen, welche dieses Kraut nicht kennen, oder nicht gewohnt sind, es zu sammlen, würden

schwerlich im Stande seyn, es zu finden; denn es hat eine solche Farbe, und wächst in solcher Richtung, daß es beim ersten Anblik der Schatten des Felsen, worauf es wächst, zu seyn scheint. Dieses Kraut färbt ein schönes Purpurroth, und wird auch bei andern Farben viel gebraucht, um sie glänzender und lebhafter zu machen. Die beste Sorte ist die von der dunkelsten Farbe, und einer ganz runden Gestalt, und jemehr weisse Fleken oder Masern es hat, desto theurer ist es. Dieses Kraut wächst auch in den Madeirischen und grünen Vorgebirgs-Inseln, ingleichen an der Küste der Barbarei; das beste und meiste aber findet man in den Kanarien. Man hat einigen Grund zu glauben, daß die Orchilla der Getulische Purpur der Alten gewesen; denn die den Kanarien gegenüber liegende Küste von Afrika, die bei den Alten Getulien hieß, hat auch einen Ueberfluß an Orchilla.

Fuertaventura hat zwar Quellen und Brunnen, ihr Wasser ist aber fast durchgehends von salzigem Geschmak. Die Einwohner sammlen daher für sich selbst und ihr Vieh das Regenwasser in Gruben und Zisternen. Zu El Rio an der Seite des Hafens nach Lancerota hin, im Norden des Salzwerks, findet sich ein Gesundbrunnen, dessen Wasser für ein Hauptmittel gegen den Ausschlag gehalten wird. Es ist auch

gut zum gewöhnlichen Getränke, und hält sich auf der See. Dieser Brunnen liegt nahe am Ufer, und giebt genug, in 24 Stunden zwei Oxhoft zu füllen.

Die Thiere dieser Insel sind Kamele, Pferde, Esel, Ochsen, Schaafe, Ziegen und Schweine, welche alle, ausser den Schaafen und Ziegen, erst nach der Eroberung aus der Barbarei und Spanien dahin gebracht worden. Die Pferde sind von barbarischer Zucht, und werden in Kanaria und Teneriffa wegen ihres Muths und ihrer Geschwindigkeit sehr geschäzt. Weil aber die Einwohner keine weite Reisen zu thun haben, und der Transport derselben zur See mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist; so giebt man sich wenig oder gar keine Mühe, ihre Zucht zu erhalten, oder zu vermehren, so, daß ihre Anzahl sehr klein ist. Zum Reisen gebrauchen die Eingebohrnen Esel, die hier von grösserer Art sind, als auf den andern Inseln; diese thun ihnen ganz gute Dienste auf ihren kurzen Reisen, und werden mit wenig oder gar keinen Kosten erhalten. Im Frühling ist alles Vieh fett und gut; es ist dann ganz dik, glatt, und so glänzend, als wenn es mit Oel bestrichen wäre. Zu Anfang des Herbstes aber, wenn alles Gras verwelkt und aufgezehrt ist, haben sie ein ganz anderes Ansehen, und taugen nicht zur Speise.

Man pflügt hier gewöhnlich mit einem Kameel, oder zwei Eseln, denn der Boden ist leicht, und wird nicht tief gepflügt.

Der Mangel an Gehölz und Buschwerk verursacht auch eine Seltenheit der Vögel und des wilden Geflügels. Doch giebts hier einige Kanarienvögel, und den Vogel Tubayba, von der Grösse eines Staars, und schwarz und weiß gefleckt. Es giebt hier auch Rebhüner und Raaben, und eine Menge von Mistvögeln (Dunghillfowls), aber keine türkische Hähne, Gänse oder Enten. Der Mangel dieser beiden leztern Gattungen kommt wahrscheinlich vom Wassermangel.

Es giebt hier auch keine giftige Thiere, ausser einer schwarzen Spinne, deren Biß, nach der Sage der Eingebohrnen, eine Geschwulst mit brennendem Schmerz verursacht. Ihre Kur dagegen ist, daß sie Menschenkoth essen, und Herr Glas bemerkt, daß vermuthlich die grosse natürliche Widrigkeit gegen diese Arznei eine solche Wirkung auf den menschlichen Körper habe, daß sie das Gift, welches er durch den Biß bekommen, tödtet oder austreibt.

Die Seeküsten verschaffen den Einwohnern eine grosse Menge Fische von verschiedenen Arten, besonders eine Art Stokfisch, Namens Cher-

ney, der viel besser von Geschmak ist, als der von Newfoundland oder aus der Nordsee. Ein anderer Fisch von noch vortreflicherm Geschmak wird hier gefangen, Namens Mero, er ist so lang, als ein Stokfisch, aber viel diker, und hat lange Fäden oder Schnurbärte am Maule. Ausser diesen giebt es hier noch mehrere Fischarten, und unter diesen ist besonders der Picudo oder Seehecht zu bemerken, dessen Biß so giftig ist, als von einer Viper, und welcher dennoch, wenn er getödtet und zubereitet ist, eine gute, unschädliche Speise giebt. An den Felsen der Seeküste sind auch viele Schalenfische, vornemlich Tellermuscheln, (Leinpets) welche die Einwohner gut zu gebrauchen wissen.

Man trift auch auf dieser Insel noch Spuren ehemaliger Vulkane an, Hügel, deren Gipfel nur einen kleinen Umfang haben, hohl, aber nicht tief sind. Der Rand der Gipfel ist gemeiniglich sehr schmal und scharf. Auf der äussern Seite sieht man meistentheils eine Menge von schwarzem Staube und verbrannten Steinen, wie Bimssteine, nur schwärzer und schwerer, diese scheinen aus der Erde ausgeworfen zu seyn. Doch hat diese Insel in neuern Zeiten keine vulkanischen Ausbrüche gehabt.

Wenn man längs dieser Insel hinsegelt, erblikt man keine Häuser an der Küste, an zwei

oder drei Orten ausgenommen, wo Barken ans Land gehen, und Getraide aufladen.

Etwa 16 englische Meilen gegen Süden von der Rhede bei Lobos ist eine Bay, in welcher sich eine Rhede befindet, wo Barken liegen, und Korn laden, sie heißt Porto de Cabras, und ist von D'Anville und Glas auf ihren Karten nicht bemerkt worden. Ein Fremder findet sie nicht ohne Steuermann; denn der Grund rings umher ist felsig und unsicher.

Cala de Fustes, ein Haven, zwei Meilen weiter südwärts an der Ostküste der Insel, wo auch Korn ausgeschift wird. Er steht nicht auf D'Anvilles Karte. Kleine Barken, wofür dieser Haven nur allein taugt, liegen hier gegen alle Winde sicher, den Südostwind ausgenommen, der in diesem Theile der Welt selten wehet. Wenn es sich aber zuträgt; so ladet man augenbliklich aus, zieht die Barken bei hohem Wasser ans Gestade, und füllt sie dann mit Steinen, so, daß sie ungeachtet der starken Wellen, die der Wind herantreibt, unbeweglich und unbeschädigt bleiben. Vor dem Haven befindet sich eine Rhede, wo Schiffe vor Anker liegen können. Diesen Haven kennt man an einem runden schwarzen Thurm, und einigen Häusern daneben; der Thurm ist von grossen Steinen und Kalk erbaut, und von der nemlichen Form,

wie das Kastel zu Rubicon in Lacerota; er hat auch eben wie dieses eine Thüre, welche 12 Fuß höher ist, als der Boden, so, daß man um hereinzukommen, eine Leiter ansezen muß. Der Gipfel des Thurms ist flach, mit Brustwehren oder Zinnen rund umher, welche mit drei oder vier Kanonen besezt sind, um den Haven und die Schiffe gegen Seeräuber zu schüzen. Ein Serschant von der Miliz wohnt mit seiner Familie in einem dicht daran stossenden Hause, und muß über das Korn, welches aus dem Haven abgeschift wird, die Rechnung führen. Er ist auch Gouverneur des Forts und Havens, und stattet dem Gouverneur der Insel, und dem Alkalde Major, von allen Schiffen, die in der Rhede oder dem Haven ankommen, Bericht ab. Im Fall ein feindliches Schiff sich sehen läßt, muß er Lärm machen, und sich mit seiner Familie und dem Schifsvolk der Barken in den Thurm retiriren, die Leiter hineinziehen, und die Thüre verschliessen.

Capo Negro, oder Panta de Negro, eine hohe, gähe, felsigte Spize, vier Meilen südwärts von Cala de Fustes. Zwischen diesen beiden Pläzen sind einige Bayen, wo Schiffe ankern, und frisch Wasser haben können; ein Fremder aber findet den eigentlichen Ankergrund und die Wasserpläze nicht ohne Steuermann. Es ist nicht weiter, als etwa 17 Mei-

len von der Küste der Barbarei entfernt. Dieses Capo Negro ist auf der D'Anvilleschen Karte nicht bemerkt, so wie auch nicht

Las Playas eine geräumige Bay auf der Südseite desselben, deren westliche Spize eine hohe Felsklippe ist, wovon der Gipfel hervorsteht und über die See hängt. Gleich etwas weiter südwestlich ist

Gran Tarrahala, eine sandige Bay, wo ein Schif in einer Tiefe von sechs bis sieben Faden ankern kann. An dem Ufer dieser Bay ist ein Wald von einer Art wilder Tannen, deren einige zu Bauholz für Schiffe dik genug sind, ein wichtiger Artikel für diese Insel sowohl, als für Lancerota.

Morro Gable, eine Spize, sieben Meilen west-südwest halb Süd von der Tarrahala Bay, die so wie die vorhergehende von D'Anville nicht angezeigt ist. Alles Land zwischen diesen beiden ist sandig, unfruchtbar und unbewohnt.

Punta Handia, auf D'Anvilles Karte Punta de Gandia, liegt 12 englische Meilen westwärts von Morro Gable. In dieser Streke sind verschiedene Pläze, wo man, wenn der Passatwind wehet, ankern kann. Die See ist hier eben, und man kann einen Ueberfluß von fri-

schem Wasser haben. Ostwärts von der Spize Handia liegt eine geräumige Bay eben dieses Namens, mit einem reinen sandigten Boden, wo das Meer gewöhnlich sehr stille und eben ist. Von der Spize Handia an wendet sich die Küste gegen Norden, bis gegen die Insel Lobos. Diese ganze Seite der Insel, die Mitte derselben ausgenommen, ist einem Nordwinde sehr ausgesezt, welcher eine stark schwellende See gegen die vielen hier befindlichen Felsbänke treibt, an denen sie sich mit grosser Gewalt bricht. Die Mitte aber ist eine grosse Bucht mit einer sandigen Küste. In mäßiger Entfernung von derselben ist ein guter sandiger Ankergrund.

Toston, ein Haven und Dorf an der Westküste, wo Barken Korn laden, mit einem Thurm, der dem zu Kala Fustes gleicht.

Oliva eine Stadt, mitten in einer kornreichen Ebene, nicht volle zwei Meilen landeinwärts von der obgedachten Rhede bei Lobos. Sie hat eine Kirche, und, wie Glas vermuthet, an 50 gute Häuser. In ihr hatte, als Glas auf die Insel kam, der Gouverneur seinen Siz.

La Villa, die nächste Stadt, die man nach dieser in der nemlichen Richtung von Lobos antrift, ist der vornehmste Ort der Insel. Sie liegt im Mittelpunkte des Theiles derselben,

der im Norden der Landenge liegt, hat eine Kirche, und ein Franziskaner Mönchskloster, und nahe an hundert Häuser. Eine kleine Meile landeinwärts von las Plagas liegt

Tunehe eine Stadt, die auch an 100 Häuser enthält, welche aber in Vergleichung mit Oliva und la Villa sehr schlecht sind. Die Stadt liegt sehr angenehm, in einem engen Grunde, mit Hügeln umgeben. Sie hat eine grosse schöne Kirche, und ein Kloster, von gehauenen Steinen erbaut. Die mehresten Häuser sind ganz sauber, aber ohne Balkons und Höfe, wie sonst Leute vom Stande in Spanien oder den andern Inseln ihre Häuser zu bauen pflegen. In den Gärten sah Glas weder Frucht- noch andere Bäume, außer einige wenige Palmen und Feigenbäume, und einige von den Stauden, welche die stachlichte Birnen tragen. Diese lezte 3 Oerter finden sich auch auf der D'Anvilleschen Karte nicht bemerkt.

Noch giebt es viele kleine Dörfer, die im nördlichen Theile der Insel zerstreut, und so nahe beieinander liegen, daß man kaum das eine aus dem Gesicht verliert, da man schon wieder ein anderes erblikt; aber die Seeküste ist felsigt, unfruchtbar und unbewohnt; an derselben liegt, und zwar gegen die Bucht zu auf der Westseite, auf der D'Anvilleschen Karte noch Cabriton.

Die andere Hälfte der Insel, Namens Handia, ist ganz öde, und nur hie und da findet man eine Schäferhütte; denn Dörfer oder Bauerhöfe gibts in diesem Theile der Insel gar nicht.

Es ist merkwürdig, daß bei großen westlichen Wogen des Meers sich die Wellen an den Klippen an der nordwestlichen Seite der unbewohnten Insel Lobos mit solcher Gewalt brechen, daß sie jeden, der es sieht, mit Schreken erfüllen. Ich kann ohne Vergrößerung versichern, sagt Glas, daß ich hier Brecher gesehen habe, die an 60 Fuß hoch waren. Hätte einer von diesen das stärkste Schiff getroffen, so würde ers in einem Augenblik in Stüken zerschmettert haben. Ich hörte das Getöse dieser Wellen in einer Weite von sechs bis sieben Meilen gleich dem Donner in der Ferne.

7. Die Insel Lancerota.

Diese Insel liegt auf der D'Anvilleschen Karte im 5° Ostlänge von Ferro und im Anfange von 20° Nordbreite nordöstlich von der nördlichsten Spize von Fuertaventura. Sie ist sehr hoch, und kann daher in einer sehr grossen Entfernung gesehen werden. Wenn man sich ihr nähert, scheint sie sehr schwarz, felsigt und unfruchtbar. Sie ist etwa 15 englische Meilen lang, und 10 breit, und der Mittelpunkt der Insel hat, nach Glas, 29° 8' nördlicher Breite.

Klima, Witterung, Boden und Produkte sind von Fuertaventura wenig oder gar nicht verschieden, nur ist Lancerota den heftigen Nord- und Nordnordostwinden mehr ausgesezt, die hier so stark und so anhaltend sind, daß sie keine Art von Bäumen aufkommen lassen. Doch findet man einige Stauden und Gesträuche, Namens Tubaybas, welche nirgends sehr hoch wachsen, hier aber wegen der heftigen Winde sich dicht am Boden ausbreiten, außer wo sie hinter Felsen oder Mauern Schuz finden. In den Gärten hat man Feigenbäume, und einige andere kleine Bäume oder Stauden, die aber selten höher sind, als die Gartenmauer.

Weinstöke giebt es in Lancerota erst seit dreissig Jahren. Um diese Zeit brach ein Vulkan aus, und bedekte viele Felder mit leichtem Staube und Bimssteinen, wodurch der Boden so sehr verbessert wurde, daß man jezt Weinstöke angepflanzt hat, welche sehr gut fortkommen, und Trauben geben; der Wein aber, den man davon macht, ist leicht, ohne Kraft, und so scharf von Geschmak, daß ein Fremder ihn nicht vom Weineßig unterscheiden kann; doch ist er sehr gesund.

In Lancerota sind sehr wenige Wasserquellen oder Brunnen. Die Einwohner sammlen daher für sich selbst und ihr Vieh das Regenwasser in Gruben und Zisternen.

In dieser Insel sind viele Hügel, welche vormals Vulkane gewesen, und noch vor etwa 30 Jahren, seit Glas in der Insel gewesen, brach auf der südwestlichen Seite der Insel ein Vulkan aus, welcher eine so ungeheure Menge von Asche und grossen Steinen auswarf, und ein so fürchterliches Getöse machte, daß viele der Eingebohrnen ihre Häuser verließen, und nach Fuertaventura entflohen, um ihr Leben zu retten; einige Zeit nachher aber, da sie erfuhren, daß die Zurükgebliebenen keinen Schaden genommen, faßten sie wieder Muth, und kehrten nach Lancerota zurük. Dieser Vulkan war nahe an der See, an einem von allen Wohnpläzen abgelegenen Orte. In der See nicht weit von dem Vulkan stieg eine Säule von Rauch auf, und bald nachher erhub sich ein kleiner piramidenförmiger Felsen übers Wasser, der noch jezt da ist. Dieser Felsen wurde durch die Materie, die der Vulkan auswarf, mit der Insel verbunden; das Getöse dieses Ausbruchs war so groß, daß mans zu Teneriffa, in einer Weite von 40 Meilen hören konnte. Daß sich der Schall so weit fortpflanzte; kam vermuthlich von den Winden, die gewöhnlich von Lancerota gegen Teneriffa wehen.

Der vornehmste Haven ist an der Südostseite der Insel, und heißt Porto de Naos. Ein Schif, das nicht über 18 Fuß unter Wasser geht, kann bei hoher See hier einlaufen, und gegen

Wind und Wetter ganz sicher darin liegen, ungeachtet es scheint, wenn man längs der Küste hinsegelt, als lägen die Schiffe in einer offenen Rhede vor Anker: denn der Haven wird durch eine Reihe von Felsen gebildet, die in einiger Entfernung nicht zu sehen sind, weil sie größtentheils unter Wasser liegen. An diesem bricht sich das wogende Meer, so, daß die innere Seite so eben ist, als ein Mühlenteich. Da man weder in dieser, noch einer der andern kanarischen Inseln, einen bequemen Plaz hat, grosse Schiffe zu reinigen und auszubessern; so wird er in dieser Absicht von den Kauffartheischiffen, die nach diesen Inseln handeln, häufig besucht. Am westlichen Ende des Havens steht ein vierekigtes, von Steinen erbautes Kastel, das mit einigen Kanonen besezt, aber nicht besonders fest ist, weil sich Kriegsschiffe ihm bis auf die Weite eines Flintenschusses nähern können. Bei diesem Haven liegt weder Stadt noch Dorf, sondern nur einige Magazine, wo Korn zur Ausfuhr aufgeschüttet ist.

Auf der Westseite des Kastels ist ein andrer Haven, Porto Cavallos, oder El Recife genannt, der so wenig auf der D'Anvilleschen, als Glasischen Karte bemerkt ist. Hier ist auch ein sehr bequemes Schiflager, und wird, wie Naos durch eine Felsenreihe gebildet: aber der Eingang ist so seicht, daß er auch bei dem höchsten

Wasser nicht mehr, als zwölf Fuß hat. Auf einer kleinen Insel, oder einem geräumigen Felsen, zwischen diesen beiden Haven, steht obgedachtes Kastel, welches sie beide schüzt. Dieser Felsen ist durch eine Brüke mit dem Lande verbunden, unter welcher her Böte von Porto de Navs nach Porto Cavallos gehen.

Am nördlichen Ende von Lancerota ist der grosse und geräumige Haven El Rio, der auf beiden mehrgenannten Karten nicht befindlich ist; dieses ist eine Meerenge, oder ein Kanal, welcher Lancerota von der unbewohnten Insel Graciosa trennt, und noch so schwer beladene Schiffe können ihn durchsegeln, und sie finden in der Mitte des Kanals zwischen beiden Inseln immer eine Tiefe von sechs bis sieben Fäden. Der Theil von Lancerota, welcher an diesen Haven gränzt, ist ein sehr hoher und gäher Felsen, dessen Fuß von dem Haven oder der Seeküste etwa zwei Flintenschüsse weit entfernt ist. Der Boden dieses Zwischenraums ist niedrig, und man findet hier ein Salzwerk; dies ist ein vierekigtes Stük Land, welches eben, und von zwei Zoll tiefen Gräben durchschnitten ist; in diese läßt man das Seewasser, welches dann durch die Sonnenhize, und durch die Natur des Bodens in Salz verwandelt wird. Von der Küste dieses Havens hat man keinen andern Weg in die Insel, als einen engen, gähen und gefährlichen Fußpfad, welcher

auf den Gipfel des obgedachten hohen Felsen führt. Einem Fremden ists fast nicht möglich, ohne Führer hinaufzusteigen; denn wenn er einmal den rechten Pfad verlöre; so würde er ihn nicht leicht wieder finden, und in größter Gefahr seyn, den Hals zu brechen. Außer diesen Häven gibt es weiter keine in Lancerota. Aber die ganze südliche Seite der Insel kann man als einen Haven betrachten, wenn der Passatwind wehet; denn alsdann ist auf dieser Seite die See ganz eben; und an den mehresten Orten kann ein Boot ohne alle Gefahr landen.

Es gibt nur zwei Städte in dieser Insel, nemlich

Cayas oder Rubicon, etwa zwei Meilen landeinwärts von Porto de Naos gegen Nordwest. Sie ist der Hauptort der Insel, und war vormals ein bischöflicher Siz. Sie hat aber nur etwa 200 Häuser, eine Kirche und ein Mönchskloster, ingleichem ein altes, mit einigem Geschüz beseztes Kastel. Die meisten Wohnhäuser haben ein mittelmäßiges Ansehn.

Haria, die nächste Stadt an Größe nach Cayas, (an einer andern Stelle nennt sie Glas nur ein Dorf) sie liegt etwa zwei Meilen landeinwärts südwärts von dem Gipfel des Felsen bei El Rio. Sie enthält etwa 300 Einwohner, aber alle Gebäude, außer der Kirche, und drei

oder

oder vier Privathäusern, sind sehr schlecht und armselig. Als Glas daselbst war, war sie die Residenz des Gouverneurs, der Alcalde Major aber, und die Inquisitionsbedienten wohnten zu Rubicon.

8. Die kleinen Inseln im Norden von Lancerota.

Im Norden von Lancerota liegen noch einige kleine Inseln, die nächste derselben ist

Graciosa, an der Nordseite des Kanals El Rio, sie ist unbewohnt und unfruchtbar, weil es ihr ganz an Wasser fehlt, ob sie gleich 3 englische Meilen lang, und 2 breit ist. Die Eingebohrnen von Lancerota schiken des Winters Ziegen und Schaafe dahin zur Waide; im Sommer aber müssen sie solche zurüknehmen, weil aus Mangel des Regens das Gras troken und welk ist. An der Nordseite dieser Insel ist eine kleine sandigte Bai, welche die Eingebohrnen Playa del Ambar nennen. Hier findet man zuweilen eine sehr gute Art von Ambra, fast in Gestalt einer Birne, die gemeiniglich einen kurzen Stengel hat. Hieraus sollte man schliessen, sagt Glas, daß er an den Felsen wächst, die hier in der Nähe unter dem Wasser sind, und durch die Wellen ans Ufer gespühlt wird; denn gemeiniglich findet man ihn nach stürmischem Wetter.

Alegranza vier bis fünf Meilen gegen Norden von Graciosa, eine hohe felsigte Insel, die unfruchtbar und wasserlos ist. Sie kann also nicht bewohnt seyn. Die Einwohner von Lancerota begeben sich nur zu gewissen Zeiten dahin, um Orchillakraut einzusammlen. Sie ist nicht so groß, als Graciosa.

Roca del Este etwa 8 englische Meilen gegen Osten von Alegranza, und Roca del Oneste im Westen von diesen Inseln, sind zwei grosse hohe Felsen in der See, die von ihrer Lage der östliche und westliche Felsen benannt sind.

Santa Clara eine felsigte unbewohnte Insel gegen Südwesten, etwa drei Meilen von Graciosa.

Viele Schiffe sind des Nachts an diesen unbewohnten Inseln gescheitert, weil sie theils durch Fehler in ihrer Richtung, theils durch fehlerhafte Karten, wo diese Inseln gewöhnlich 30 englische Seemeilen zu weit gegen Süden gesezt sind, irre geführt worden.

Die Kanarischen Inseln wurden durch ein französisches, durch Sturm zerschlagenes, Schiff ungefähr um's Jahr 1330 entdekt; und etwa 1337 suchten sie die Spanier in Besiz zu neh-

men, aber alle Spanier, welche landeten, wurden von den Einwohnern gefangen genommen. Dreißig Jahre nachher versuchten sie eine neue Landung auf Lancerota, bemächtigten sich derselben, und nach und nach auch der übrigen. Teneriffa war die lezte. Die Einwohner bekehrten sie zum christlichen Glauben. Die Spanier machten manchen vergeblichen Versuch und hatten viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe sie mit der leztern Insel fertig werden konnten. Die Eingebohrnen vertheidigten sich sehr waker, und begegneten dabei den Spaniern mit sehr vieler Menschlichkeit; zulezt aber mußten sie der Menge derselben nachgeben; sie unterwarfen sich der Spanischen Herrschaft und wurden Christen.

Die völlige Unterwerfung von Teneriffa, womit die Eroberung der Canarischen Inseln geendigt ward, geschah im Jahr 1495, da die Spanier eine Festung bei diesem Haven anlegten, die sie Santa Cruz nannten.

IV.

Die Kapwerdischen Inseln.

Diese Inseln werden von den Portugiesen, die sie entdekt haben, Las Ilhas de Cabo Verde, oder die Inseln des grünen Vorgebirges genannt. Das Vorgebirg erhielt seinen Namen von dem beständigen Grün, womit es bedekt ist; die Inseln aber werden nach dem Vorgebirge benannt. Auch heissen sie oft blos die grünen Inseln. Die Holländer nennen sie, ihres Salzreichthums wegen, die Salzinseln.

Es sind ihrer zehn, nämlich: Sal, Boa Vista, Majo, St. Jago, Fuego, Brava, St. Nikolas, St. Lucia, St. Vincent und St. Antonio. Manche nehmen sogar zwölf, und noch andere vierzehn an; sie rechnen aber die vier kleinen Inselchen oder vielmehr Klippen dazu, Ghuuy und Carneera an der Nordseite von Brava, und Chaon und Branca der Insel St. Niklas gegen Westen.

Sie nehmen etwas über drei Grade von Süden gegen Norden, und ebensoviel von Osten gegen Westen ein. Sie liegen nämlich zwischen dem 14 Grade 30 Minuten und 17 Grade 45

Minuten in der Breite, und zwischen dem 4ten und 7ten Grade der Länge von Ferro an. Sal, Bona Vista und Majo liegen am meisten gegen Osten von Norden gegen Süden, St. Jago, Fuego und Brava gegen Süden von Osten gegen Westen, und St. Niklas, St. Lucia, Vincente und St. Antonio gegen Nordwesten in einer Linie von Südosten nach Nordwesten. Majo, welches unter allen dem grünen Vorgebirge am nächsten liegt, ist 93 Seemeilen West gen Norden davon entfernt. Diese Insel liegt den Seefahrern zu ihrer Erfrischung sehr bequem, welche nach Guinea oder nach Ostindien reisen; und es wird wenig englische, holländische, oder französische Ostindienfahrer geben, welche nicht auf dem Rükwege hier einkehren. So wird auch die brasilische Flotte niemals hier vorbeischiffen.

Alle Reisende stimmen darinn überein, daß die Luft auf diesen Inseln ausserordentlich heiß und ungesund ist. Das Erdreich ist so heiß, daß ein Mensch es nicht in guten Schuhen aushalten kann, im Sonnenscheine zu gehen. Der Nordostwind fängt kurz vor Nachmittage um vier Uhr an; der durch seinen jährlingen Ueberfall viele ins Grab bringt. Dawider brauchen die Einwohner die Vorsicht, daß sie sich den Kopf mit einer Nachtmüzze, hernach mit einer Art von Reisemüzze, und oben drüber mit ei-

nem Hute bedekken. Am Leibe haben sie einen Rok von dikkem Tuche, und überdieses einen mit Baumwolle gefütterten Mantel.

Sal und Majo haben eine grosse Menge wilde Pferde. Majo hat, ausser den wilden Pferden, noch eine viel grössere Menge wilde Ziegen, und einen so unglaublichen Ueberfluß von Salz, daß es, wie man sagt, zwei tausend Schiffe damit beladen könnte. Die andern Inseln sind noch fruchtbarer, und tragen Reiß, Maiz oder indianisch Korn, Bananas, Limonien, Zitronen, Pomeranzen, Granaten, Kokusnüsse, Feigen und Melonen. Es ist auch etwas weisse Baumwolle und Zukkerrohr daselbst, wovon sie eine doppelte Erndte haben. Die Ziegen tragen gemeiniglich drei bis vier Junge auf einmal, und das oft dreimal in einem Jahre. Der Weinstok trägt zweimal.

Ihre vornehmste Viehzucht besteht in Schaafen und Ziegen; denn sie haben wenig Rinder. Ihr größter Reichthum besteht in Ziegenhäuten und Salz, welche Sal, Bona Vista, Majo und St. Jago versenden. Es gibt vieles Federvieh, eine Menge Schildkröten. Sie haben einen Ueberfluß an Lebensmitteln. Auch treiben sie einen starken Handel.

Drei von den zehn grossen Inseln, nämlich

Sal, St. Lucia, und St. Vincent sind unbewohnt. Die übrigen sind meistentheils von Schwarzen oder Mulatten bevölkert. Dieses ist auf folgende Art geschehen. Man muß wissen; daß die Portugiesen, welche zuerst von St. Jago Besiz genommen, sich mit Sklaven von Guinea versorgt haben, um ihre Arbeit zu verrichten. Sie hatten die Gewohnheit, um für ihre Sünden genug zu thun, einem oder mehrern von diesen Sklaven die Freiheit zu schenken. Weil sich diese freigelaßnen Schwarzen in einer Himmelsgegend befanden, welche ihrer Natur gemäß war, so nahmen sie allmälig überhand; und weil sie die Herrschsucht und die Unterdrükkung der Weissen nicht vertragen konnten, so fanden sie mit der Zeit Weg, in die benachbarten Eilande überzusezzen, wohin ihnen einige von den Weissen, die ihren Wachsthum sahen, nachfolgten. Als der portugiesische Handel verfiel, indem andere Nazionen den Weg nach Guinea und Westindien fanden, so wurden ihnen die Schwarzen der Anzahl nach so überlegen, daß sie mit den Weissen auf gleichen Fuß gehalten seyn mußten. Ehe sich die leztern dieses gefallen ließen, zogen sie sich lieber nach St. Jago oder nach Portugal zurük, und es blieben nur etliche wenige arme Leute da. Diese ließen es sich mit Freuden gefallen, die Schwarzen auf gleichen Fuß anzusehen, und verheiratheten ihre Kinder mit denselben. Durch diese Vermischung wurden aus den

Mulatten kupferfarbne Schwarze. Man findet also auf diesem Eilande eben so verschiedene Arten Schwarze, als durch die ganze Küste von Guinea zu sehen sind.

Auf diese Art wurden alle Eilande bevölkert; und als dieses an dem portugiesischen Hofe bekannt wurde, so verschenkte der König dieselbe an seine Edelleute, und behielt sich allein St. Jago, und seit einiger Zeit auch St. Philipps vor. Nichts destoweniger hat der Statthalter von St. Jago den Titel als General über alle Eilande des grünen Vorgebirges, und die Küste Guinea von Rio Sanaga bis Sierra Leona. Die andern Herren versahen ihre Eilande mit Rindern, Ziegen, u. dgl. und überließen die Regierung einem Abgeordneten. Ihr Ansehen erstrekte sich nicht weit, indem die Gewalt an Geld, Leib und Leben zu strafen, bloß dem Statthalter von St. Jago eigen blieb. Doch seit einiger Zeit ist ein Beamter gesezt worden, welcher der Ovidor heißt, und alle bürgerliche Gerichtsbarkeit, wie auch die Aufsicht und Besorgung der Kroneinkünfte unter sich hat, und dem Generale ist bloß die militärische Gewalt vorbehalten.

St. Jago ist der Haven, wo alle Schiffe, die aus den Ländern des Königs von Portugal nach diesem Theile von Guinea handeln, ihren Zoll entrichten müssen. Doch sind die Kronein-

künfte von diesen Eilanden geringe, indem sie zwischen dem grünen Vorgebirge und Sierra Leona liegen. Im Gegentheile kosten sie auch wenig zu erhalten; denn es sind nirgends Vestungswerke angelegt, als zu St. Jago und St. Philipps, und keine sind von einiger Stärke, als die von der Stadt St. Jago, welche die Spanier erbaut haben, als die Portugiesen unter ihrer Herrschaft stunden. Sie werden von ihren eigenen Soldaten beschützt, ohne Beistand der königlichen Soldaten.

Man muß auch anmerken, daß die Einwohner von St. Jago und Philipps, die ihre Länder von der Krone unmittelbar haben, auf einem vestern Fuß stehen, als die auf den andern Eilanden, welche ihre Herren und Eigenthümer verändern, so oft es dem Könige beliebt.

In einigen dieser Inseln wird Salpeter erzeugt. Die See hat einen außerordentlichen Zu- und Abfluß, nämlich alle 6 Stunden und etliche Minuten. Die Flut treibt nordostwärts, und die Ebbe südwestwärts, wofern sie sich nicht wegen der Spizzen oder Küsten der Inseln wenden müßen. Die Wirkungen davon in dem Strome werden auf der Karte durch kleine Pfeile bei der Insel St. Johannes angezeigt, welches zur Regel dient, um von dem Uebrigen zu urtheilen. Eine starke Ebbe und Flut läuft zwischen St.

Jago und Philipps, und eine noch stärkere zwischen diesem Eilande und St. Johannis, wie auch zwischen St. Johannis und den kleinen Eilanden an der Nordseite. Doch die stärksten sind in den Kanälen zwischen den Inseln, die auf dem Wege von St. Niklas nach St. Antonio liegen, besonders in dem engen Kanale zwischen St. Lucia und St. Vincent. Bei der hohen Flut geht der Strom sehr geschwinde; so geschwinde nämlich als nur irgendswo die Themse geht.

Reissende Ströme unterbrechen den ordentlichen Lauf der Ebbe und Flut. Diese Ströme richten sich nach den Jahrszeiten, welche nicht immer genau eintreffen. Zu Ende des Brachmonats erwarten sie Regen oder Südwinde, welche sie manchmal nicht eher haben, als im Heumonate, oder vielleicht gar in der Mitte des Augusts. Im Herbstmonat haben sie ordentlich, doch nicht beständig, starke Ostsüdost-, Südost-, und Südsüdostwinde, nebst Regen. Im Weinmonate, Südsüdwest-, Südwest-, und zu Ausgange desselben Westnordwest- und Nordwestwinde, nebst Donnerwetter, Plazregen und manchmal Stürmen, welche aber selten lange anhalten. Zwischen diesen Regen und kurz zuvor ist stille heitre Luft; es wehen leichte, und in dieser Jahrszeit wird ein kleiner Südwind die See stärker erregen, als ein heftiger Nordwind. Leichte Winde aber erregen die See selten. Wenn es

im Wintermonate regnet: so weht gemeiniglich ein frischer und manchmal ein starker Nordwind. Er legt sich aber bald von dem heftigen Regen, und alsdann wird die See eben.

Nach der Regenzeit ist es gemeiniglich heiß, besonders bei Tage, welches vom Anfange des Wintermonats, wenn es so zeitig zu regnen aufhört, bis zu Ausgange des Jenners währet. Und diese ganze Zeit über geht der Wind stark aus Norden, Nordnordwest und Nordost gen Nord. Im Hornung, März und April, geht er am meisten Nordost gen Nord. Von hier an hingegen bis zu der Regenzeit mehr aus Osten. Und je mehr sich der Wind gen Osten wendet, desto mehr nimmt er ab, und wird schwächer.

Wenn die gewöhnlichen Winde wehen, welche der Jahreszeit nach den Regen mitbringen, und wenn es stark und jähling weht: so ist es alsdann bald vorüber, und heißt ein Travado; wenn der Wind aber sehr heftig und mit einem Donnerwetter verbunden ist, wird es ein Turnado genannt.

Die Insel Sal oder Salt.

Diese Insel ist unter allen des grünen Vorgebirges diejenige, welche am meisten oberhalb des Windes liegt, indem sie im siebenzehnten

Grade gegen Norden und in der Länge von fünf Graden achtzehn Minuten gegen Westen von dem Vorgebirge liegt. Sie hat rings herum weder Klippen noch untiefen, und giebt eine ziemlich gute Rhede, ausser in der Regenzeit. Die Rhede vor der Stadt Palmera ist die bekannteste. Sie hat die Figur von zwey Bayen, und in der Mitte eine felsichte Spizze.

Diese Bay liegt an der Westseite der Insel, und ist leicht an drei Palmbäumen zu erkennen, von welchen der Name hergenommen ist. Sie stehen immer noch, und sind die einzigen Palmbäume auf der Insel. Eine kleine Meile oder eine halbe Seemeile südwärts von der Bay ist eine kleine Insel, welche beständig von Vogelmiste so weiß ist, als ob sie mit Schnee überdekt wäre. Wenn man in die Bay einfahren will, muß man die Bäume Ost gen Nord haben, und so lange fortlaufen, bis wo sich die kleine Insel gegen Südwest erstrekt. Dieses ist der beste Ort in der Rhede. Mit einem kleinen Fahrzeuge mag man sich in die nördliche Bay wenden, und überall in einer Tiesse von drei oder vierthalben Faden ankern. Wenn man bey Rabadejhunk ist, so scheint es eine gute Bay zu seyn. Es ist aber lauter schlimmer Grund. Wenn man aber vor der Spizze Morderea vorbey ist, so kann man in der Bay, in was für Tiesse man nur will, auf gutem Grunde ankern.

Ebenfalls kann man in einer kleinen Weite vom Ufer frisches Wasser haben, wenn ein leeres Faß in den Sand gesezt wird. Es sind noch verschiedene Bayen vorhanden, wo kleine Fahrzeug ankern mögen. Diese aber sind die vornehmstene

Von den fünf Bergen, die auf der Insel Sal sind, ist der gegen Norden der höchste, und der nächste darnach ist der gegen Osten. Beyde haben die Gestalt eines Zukerhuts. Diese Insel war ehemals reichlich mit Rindern, Ziegen und Eseln versehen, aber im Anfange dieses Jahrhunderts wurde sie aus Mangel an Regen von allen Einwohnern gänzlich verlassen, ausgenommen einen alten Mann, der sich entschloß, da zu sterben, welches noch in eben dem Jahre geschah. Die Dürre war einige Zeit hindurch so groß gewesen, daß die meisten Kühe und Ziegen aus Mangel an Futter umkamen. Die Zahl derselben nahm zwar wiederum zu, kam aber durch einen besondern Zufall wieder herunter.

Ein französisches Schiff, welches, wie es sehr gewöhnlich ist, auf dem Schildkrötenfange hieher gekommen, ließ des bösen Wetters oder anderer Ursachen wegen dreißig Schwarze zurük, welche es von der Insel St. Antonio mitgebracht hatten, um ihnen bey dem Schildkrötenfange beizustehen. Weil nun diese Leute nichts zu essen fanden: so verzehrten sie meistens wil-

de Ziegen, und tilgten dadurch dieselben so aus, daß nur ein einiger alter Bok, der meistentheils sein Lager in dem Nordgebirge hatte, übrig blieb. Sie schlugen auch die meisten Rinder todt, bis sie endlich genöthigt waren, Eselsfleisch zu verzehren.

Sechzehn Monate hernach fuhr ein englisches Schiff vorbey, welches auf der Insel Majo Salz einnehmen wollte. Sobald dieses den Rauch von etlichen Feuern sah, welche die Schwarzen machten: so schikte es sein Boot ans Land, in der Meinung, es könne vielleicht das Volk von einem unglüklichen Schiffe seyn. Da die Engländer Mitleiden mit ihrem Zustande hatten: so nahmen sie dieselben alle ein, und sezten sie wieder in ihrer eigenen Insel St. Antonio ans Land.

Die Schwarzen von der Insel St. Niklas, welche im Jahr 1722 von der Insel Sal weggeführt wurden, erzählten, daß vor jezt neun Kühe und Ochsen, der oberwähnte alte Bok, den sie mehreremal gesehen hätten, und eine Menge Esel da wären, die jedoch mit der Zahl vor der grossen Dürre nicht in Vergleichung kämen.

Damals war ein wenig Feshun, das etliche Jahre zuvor in einem Thale bei Palmera

ausgesäet war, das einige Gewächse, welches sie essen konnten. Diese Pflanze wächst hier sehr schön. Der Saame streut sich im Wein- oder Wintermonate aus; und weil er an dem Thale ein weiches Beete findet, bleibt er da unversehrt bis zum Frühling liegen, geht wieder auf, hält sich an die nächsten Seidenrollenbäume, und wie der Hopfen in England anstengelt. Geniesbar ist diese Frucht im August. Die Seidenwolle selbst ist von keinem beträchtlichen Nuzen. In einigen von diesen Inseln brauchen sie die Einwohner um die Betten damit auszustopfen. Zum Zunder ist sie auch sehr brauchbar. Das Holz macht eine starke Flamme, die aber nicht lange anhält. Ist es gut ausgetroknet, so fängt es leicht durch das bloße Reiben Feuer.

Die Datteln sind hier so gut, als sie nur irgends an der Küste von Afrika gefunden werden.

Ungefähr einen Monat nach dem Regen läuft noch immer Wasser in dem Thale Palmera. Dann troknet es aber aus. Doch kann man gemeiniglich bis zu Weihnachten frisches Wasser hier erhalten, wenn etwas über den Palmen- oder Dattelnbäumen ein Brunnen gegraben wird.

Es giebt in dieser Gegend eine Menge Landkrebse und Schildkröten, wie die in Westindien.

Unter den Fischen, woran dieser Ort Ueberfluß hat, findet sich eine gewisse Art, welche die Schwarzen Mear nennen, von der Grösse eines Stokfisches, aber diker und viel breiter, der sich eben so gut einsalzen läßt, als der Stokfisch, und ein Schiff kann hier viel geschwinder eine Ladung davon bekommen, als von den Stokfischen zu Terreneuve. Sie würden auch eben so gut, als diese, zu verkaufen seyn, besonders zu Teneriffa, und das Einsalzen würde nicht so lästig werden, weil das Salz in der Nähe ist. Auch hätte man eine grosse Erleichterung von den Schwarzen zu St. Nikolas und zu St. Antonio zu gewarten, die mit dem Fangen, Zerschneiden, Einsalzen aller Arten von Fischen sehr gut umzugehen wissen.

Ambragries wird hier oft in grösserer Menge gefunden, als auf den andern Inseln. Es wird aber meistens von den wilden Kazen oder den grünen Schildkröten aufgezehrt. Im Jahr 1683 hat einer, Namens Coppinger, ein Stük falschen Ambra gekauft, der von einer dunkeln Farbe, wie Schafsdung, sehr weich, aber ohne Geruch war. Read, ein Mann aus Bristol, erzählte: er hätte zu Jago ein Stük ächten Ambra, der an der Seite des Schifs geschwommen, gefangen. Sein Schiffer hätte sich dadurch reich gemacht, daß er daselbst Ambra kaufte.

Sal

Sal ist meistentheils mit Steinen bedekt, und hat weder Pflanzen noch Bäume. Man findet hier nichts als Ziegen, wovon jährlich viele um ihrer Felle willen todtgeschlagen werden. Man trift hier keine Früchte noch frisches Wasser an, sondern nur eine große Menge Fische und einige kleine Ziegen.

Man findet hier auch eine Menge Seevögel, die auf den Segelstangen herumspringen und sich mit der Hand fangen lassen, z. B. Narrenvögel, Frigatten, Langschwänze. Sie taugen aber nicht zum Essen. Alle Vögel, die man auf der Insel antrift, sind Sperlinge, aber nicht so groß, wie die Europäischen. Das Ufer ist mit Schildkröten bedekt, besonders um die Zeit wenn sie Eier legen. Sie sollen, (denn man hat schon einige gewogen) gegen fünfhundert Pfund schwer seyn. An der Küste sind sehr schöne Schalen.

Das Salz wird hier ohne Kunst in den Rizen der Felsen von der Sonnenhize gemacht. Die Salzgruben sind beinahe zwo kleine Meilen lang.

Jezt noch etwas von den sich hier aufhaltenden Flamingos und den Nestern derselben. Es sind große Vögel in Gestalt eines Reyhers von röthlicher Farbe. Sie halten sich Haufenweise zusammen, und leben in Morästen, Teichen, oder an solchen Orten, wo nicht viel Wasser ist. Hier

machen sie ihre Nester, indem sie den Schlamm in kleine Hügel zusammenscharren, die anderthalb Fuß hoch sind, und aus dem Wasser hervorragen. Sie machen sie unten breit, und lassen sie in der Höhe spiz zulaufen. In der Spize ist ein kleines Loch, in das sie ihre Eier legen. Sie legen nie über zwey, und selten darunter. Das Fleisch von den Jungen und Alten ist schwarz und mager, aber zum Essen äußerst gut, besonders das beim Gaumen befindliche Stük Fett.

Die Jungen sind Anfangs lichtgrau; wenn die Flügel wachsen, werden sie dunkler, kommen aber unter zehn oder eilf Monaten nicht zur rechten Farbe oder zu einer schönen Gestalt.

Die Insel von Boa Vista, oder des guten Anbliks.

Diese Insel erhielt ihren Namen von den Portugiesen. Sie ist die erste von den Inseln des grünen Vorgebirges, welche sie entdekten. Sie liegt im sechzehnten Grad zehn Minuten Nordbreite, und in fünf Graden vierzehn Minuten Westlänge von dem Vorgebirge. Ihre Länge von Südost zu Nordwest ist acht Seemeilen, und die Breite von Nordost gen Südwest, wo sie am breitesten ist, fünfzehn kleine Meilen.

Sie wurde im Anfang dieses Jahrhunderts für die reichste unter allen gehalten: denn sie

hatte einen Ueberfluß an Rindern, Ziegen, Schweinen, Pferden, Eseln, Maiz, Kürbiß, Feshun, Wassermelonen und Petatoes.

Im Jahr 1722 wuchsen hier keine Petatoes und von allen andern Dingen sehr wenig.

Die meisten Einwohner halten Ziegen. Die Milch derselben, wie auch Fische und Schildkröten sind seit der Hungersnoth ihre vorzüglichste Nahrung. Ihre ganze Einkünfte beruhen auf englischen Schiffen, die eine Ladung hier holen, und oft einige von den Einwohnern bei den Salzlachen zur Arbeit miethen. Auch miethen sie ihre Esel und die darzu gehörigen Schwarzen, das Salz an's Meerufer zu bringen, wofür sie ihnen Zwiebak, Mehl, oder alte Kleider geben.

Zu Stuttereien und zur Eselszucht war diese Insel die beste. Sie trieben damit einen guten Handel gegen Lebensmittel, Kleider oder auch bisweilen baares Geld. Rohe Seide wird von ihnen sehr gesucht. Sie machen daraus die Einfassungen ihrer Hemder, Müzen, Weibermieder und Hauben.

Das männliche Geschlecht bedient sich überhaupt der europäischen Tracht. Die Kleider der Weiber sind von Baumwolle. Sie schlagen sie wie kurze Röke um sich herum. Ihre Hemder

sind wie die der Männer. Die Jungfern aber, die muntern jungen Weiber und die Wittwen tragen blaue und weiße, manche, wie sie es nennen, mit Figuren, und manche gesprengt. An denen, die sich am meisten puzen, sieht man baumwollnen oder leinenen Halstücher, die rings um den Saum herum, oder wenigstens in den Eken, mit rother, grüner und blauer Seide genäht sind. Das Rothe wird von ihnen und überhaupt von allen Einwohnern dieser Insel am meisten unter allen Farben geliebt und geachtet. Das Blaue können sie nur allein färben und das in verschiedenen Graden und Schattirungen. Die Weiber tragen weder Schuhe noch Strümpfe, einige wenige ausgenommen, die es aber bloß an Festtagen thun. Einige Männer haben sich an beydes so gewöhnt, daß sie das Barfußgehen gar nicht ertragen können.

An Nichtfesttagen gehen sowohl Männer als Weiber gewissermaßen nakend. Leztere haben bloß ein kleines baumwollenes Tuch, welches sie um die Lenden herumwikeln, und ihnen bis an Knie geht. Erstere aber haben nichts als den Ueberrest von einem Paar alten Hosen, und wenn nur noch der Gurt und ein Stük vorne übrig ist, ihre Schaam zu bedeken, so lassen sie sich schon begnügen. Wenn sie auch gleich die besten Kleider besizen, so thun sie doch, wenn sie reissen, nicht einen Stich daran.

Weiber und Männer sind sehr zum Müßiggange geneigt.

Diese Insel trägt auch gutes Salz, vielen Indigo, welcher von freyen Stüken wächst.

Der pflanzartige Stein ist hier häufig anzutreffen. Er schießt in Stengel auf, wie der Kopf vom Blumenkohl, oder die Korallen; hat aber mehrere Schweißlöcher, und ist von grauer Farbe, fast wie die Steine, die sich von den Muscheln erzeugen. Man findet hier auch Ambra.

In Rüksicht der Fischen muß diese der Insel Sal in allen Stüken weichen, ausgenommen eine Klippe, genannt Johann Letton, wo sie in eben so grossem Ueberflusse sind als zu Sal.

Die Insel ist meistentheils niedrig Land mit einigen Felsen und Sandhügeln. Die Küste an der Ostseite und von der Südostspize rings herum gegen Süden bis an die englische Rhede ist lauter weislichter Sand, mit einigen niedrigen schwarzen Felsen untermischt.

Es sind zwo Rheden da, die von den Schiffen besucht werden. Die bekannteste ist die englische Rhede. Es ist eine breite Bay, die an der Nordseite einige kleine steinigte Untiefen

hat. Man mag überall von dreyzehn bis zu vierzehn Faden ankern, aber wegen den Untiefen nicht darunter.

Die andere heißt die Portugiesische Rhede, die zwar nicht so gut zum Landen ist als die erstere, dafür aber ist sie näher bey der Stadt und ist rein.

Die Insel Majo oder May.

Majo liegt in der Breite von fünfzehn Grad zwölf Minuten, und der Länge von fünf Grad neun und zwanzig Minuten, gegen Westen vom grünen Vorgebirge. Es liegt vierzehn Meilen von Boa Vista Süd gen West westlich; ist meistentheils wie die vorhergehende Insel niedriges Land, auf welchem sich jedoch drei Berge erheben. Der gegen Südost, welches der höchste ist, heißt Pinosa, und der gegen Norden St. Antonio.

Diese Insel liegt vierzig kleine Meilen Ost gen Süd von St. Niklas. Sie hat sieben Seemeilen im Umfange, und ist von einer zirkelrunden Gestalt, und von ihr erstreken sich verschiedene kleine Klippen über eine Meile weit in die See.

Diese ganze Insel ist sehr troken, überhaupt unfruchtbar und der beste Boden derselben ist

nur mittelmäßig. Denn er ist meistentheils sandig, und es fehlt ihm an Wasserteichen oder Bächen, um ihn anzufeuchten. Doch thun dieses die Plazregen, welche aber eben so geschwind ablaufen, als sie fallen, und ein kleiner Quell in der Mitte der Insel, von dem ein Bächelchen abfließt, das durch die Thäler zwischen den Bergen läuft.

Alle Schiffe, die hier Salz einnehmen, sind genöthiget, zu St. Jago wegen des Wassers einzulaufen. Denn bei der Bay hin ist kein Wasser, nicht einmal zum Trinken. Es ist zwar ein Brünchen von salzichtem Wasser ungefähr eine Viertelmeile weit von dem Landungsplaze, wovon die Esel, die das Salz tragen, getränkt werden, aber es ist sehr schlecht. Majo litt zur Zeit der grossen Dürre so viel als Boa Vista. Doch haben die Einwohner mehr Kühe, die unter allen auf diesen Inseln die besten und fettesten sind. Sie besizen auch weit mehr Ziegen, hingegen weniger Fische als zu Boa Vista, und sehr wenig Schildkröten. Auch giebt es hier viel Korn, Yams, Potatoes und Plantanen.

Die Früchte dieser Insel sind vornemlich Feigen und Wassermelonen. Auch hat es hier Callavanles, eine Art Hülsenfrüchte wie französische Bohnen und Kürbisse, welche ihre ordentliche Speise sind.

Es giebt im Innern der Insel einige Bäume, wovon aber keiner am Gestade gesehen wird.

Unter die pflanzenartige Dinge kann der Stein gerechnet werden, der schon eben in der Beschreibung von Boa Vista ist erwähnt worden.

Obgleich die Einwohner zu Majo niemals den zehnten Theil von der Baumwolle hatten, die Boa Vista hat: so haben sie doch mehr als genug zu ihrem eigenen Gebrauche; sie haben aber eben den Fehler, welcher kurz vorher an den Boavistianern, ihren Nachbarn, gerügt wurde.

Es wird hier eine Art von Seidenbaumwolle gefunden; Sie wächst auf einer Sandbank, die in den Salzteich hineingeht, auf einem zarten Gebüsche, das drei oder vier Fuß hoch ist, in Knospen, die so groß sind, wie ein Apfel, aber etwas länglicht. Diese Knospe öfnet sich, wenn sie reif wird, und zertheilet sich nach und nach in vier Theile, und gleich bei der ersten Oefnung bricht die Wolle hervor. Sie ist von keinem Nuzen, eben so wenig wie der grosse Wollenbaum, ausser Kissen und dergleichen auszustopfen. Legt man von diesen Knospen, ehe sie völlig reif waren, in Verwahrung,

so pflegen sie nach zwei oder drei Tagen, und die Wolle herauszubrechen; bindet man sie so feste zu, daß die Knospe sich nicht öfnen kann, und drükt sie nach einigen Tagen, so bersten sie auf, und die Wolle fliegt durch einen ganz kleinen Riz mit Gewalt heraus, nicht anders als der Brei aus einem gebratenen Apfel, so lange, bis nichts mehr übrig ist. Dampier fand diese Art von Baumwolle nach der Zeit zu Timor in Ostindien, wo sie im Wintermonate zur Reife gelangte, und sonst nirgends auf allen seinen Reisen.

Eben derselbe erzählt, daß es viele Arten von kleinen und grossen Vögeln zu Majo giebt, als Tauben, Turteltauben, Miniotas, eine Art Landvögel, so groß wie Krähen von grauer Farbe und gutem Fleische. Crusias eine andere Art grauer Vögel, beinahe so groß wie Krähen, die man bloß bei der Nacht sieht, vermuthlich eine Art von Eulen, welche für schwindsüchtige Leute gut seyn sollen; sonst aber ißt sie niemand. Rabeke eine Art grosser grauer, eßbarer Vögel mit langen Hälsen und Beinen, sind den Reyhern nicht unähnlich. Es sind hier auch Curlius, und guineische Hühner, welche die Insulaner Gallena Pintata oder die gemalte Henne nennen. Zu Jamaika heißen sie guineische Hühner, wo sie die troknen Savannas und die Wälder lieben. Sie scheinen sehr von der Natur der Rebhühner zu

seyn; sind größer, als die englischen Hühner, haben lange Beine und laufen sehr geschwind; können aber nicht weit fliegen, weil sie einen großen schweren Leib mit kurzen Flügeln und Schwänzen haben. Sie haben dike und starke und doch auch scharfe Schnäbel, und zimlich lange Klauen. Ihr Hals ist lang und dünne, und ihr Kopf ganz klein. Der Hahn hat auf seiner Krone eine kleine Erhabenheit, wie ein Kamm, welcher die Farbe einer trokenen welschen Nußschale hat, und sehr hart ist. Er hat auf jeder Seite des Kopfs einen kleinen rothen Lappen wie Ohren, welcher sich niederwärts neiget. Die Hühner aber haben keine. Die Federn dieser Vögel sind sehr regelmäßig und einförmig, mit einem dunkeln und lichten Grau in kleinen runden Fleken gesprenkelt. Sie fressen entweder Würmer, die sie aus der Erde scharren, oder Heuschrekken, die hier in großer Menge sind. Sie haben ein wohlschmekendes zartes Fleisch, welches bei einigen schwarz, bei andern weiß, bei beiden Arten aber sehr gut ist. Die Einwohner fangen sie mit leichter Mühe mit Hunden. Man sieht ihrer zu zwei bis dreihunderten miteinander gehen. Wenn man sie jung fängt: so werden sie zahm.

Die See hat viele Fische von unterschiedenen Arten, als Delphine, Bonetas, Meeraleten, Schnapper, Silberfische, u. dgl. Die hiesige

Bay ist bequem zum Fischen. Es giebt hier auch Meerschweine, und eine kleine Art von Wallfischen, die gemeiniglich alle Tage in der Rhede zum Vorscheine kommen.

Atkins sagt, er habe mit Leinen hier gefischt, und Börse, Hüpfer, einen Steinfisch und den Judenfisch gefangen. Der Steinfisch ist dik und kurz, und von dunkelgelber Farbe an dem Bauche, Fischohren und Maule. Der Judenfisch hat ein doppeltes Maul, das oberste ist nicht zum Fressen, sondern voller Luftröhren. Seine Floßfedern sind wie bei einem Wallfische. Sie hatten alle einen guten Geschmak.

Im Mai, Brachmonate, Heumonate und August kömmt eine kleine Seeschildkröte hieher, um ihre Eyer zu legen. Diese Schildkröten aber sind nicht so angenehm, als die in Westindien. Es ist merkwürdig, daß die Schildkröten überall, sowohl in den Ländern gegen Süden, als gegen Norden, ihre Eyer in den nassen Monaten legen, da man wegen des großen Regens, der an manchen Orten fällt, glauben sollte, daß die Eyer verderben würden. Der Regen aber, er mag noch so heftig seyn, wird bald von dem Sande verschlukt, in welchem die Eyer begraben liegen. Und vielleicht dringt er nicht einmal so tief ein, als die Eyer liegen, und dienet die Hize zu erhalten, und den untern Sand nur noch mehr wie ein heisses Bette zu erwärmen.

Außer den schon gemeldten Früchten findet man etwas Indigo in dieser Insel, und manchmal auch etwas Ambra. Die Einwohner salzen das Ziegenfleisch ein, und verführen es in Tonnen, das Ziegenfell aber richten sie sehr schön auf Art des türkischen Leders zu. Jährlich sollen fünftausend von diesen Fellen in andere Länder verführet werden.

Der vornehmste Handel dieser Insel wird mit Salz getrieben, und Majo ist deswegen unter allen Inseln bei den Engländern das bekannteste, von denen hier viele im Sommer Salz laden; und obgleich die Landung an dieser Insel sehr schlimm ist, so wurde sie doch wegen des vielen Salzes von den Schiffen stark besuchet. An diesem Ort treiben die Engländer einen starken Handel mit Salz. Die Insel ist vermögend, alle Jahre tausend Schiffe mit dieser Waare zu beladen.

An der Westseite der Insel, bei der Schiffsrhede, ist eine große sandigte Bay, und in derselben eine Sandbank, die auf vierzig Schritte breit ist, und zwo bis drei kleine Meilen weit längst dem Ufer hinläuft. Zwischen dieser Sandbank und den Hügeln, die hinter ihr sind, ist eine große Salzlache, die zwo kleine Meilen in der Länge, und eine halbe Meile in der Breite

hat. Gemeiniglich ist die eine Hälfte derselben troken; die andere aber, gegen Norden, hat niemals Mangel an Wasser: denn in dieser Gegend ist sie am tiefsten, und hat auch den einzigen Zufluß. Sie zeuget Salz vom Wintermonate bis zum Mai, welches hier die trokne Jahrszeit ist. Das Wasser, aus welchem das Salz gemacht wird, tritt aus dem Meere durch eine Oefnung in der obgedachten Sandbank hinein, die wie eine Schleuße aussieht; dieses geschieht nur bei hoher Flut. In dieser Zeit ist der Teich nach Beschaffenheit der Höhe der Flut mehr oder weniger angefüllt. Wenn zu der Zeit, da die Flut hineintritt, Salz in den Lachen ist: so löset es sich den Augenblik auf. Nach zwei oder drei Tagen aber fängt es an sich zu körnen; und dieses währet so lange, bis entweder alles Salzwasser, oder doch der größte Theil desselben, sich angelegt und gekörnet hat, oder bis eine neue Flut nachkömmt. Der Teich wird zu keiner andern Zeit, als nur bei einer hohen Flut vom Neumonde, angefüllt.

Diejenigen, die hier Salz einnehmen wollen, scharren es zusammen, wenn es körnet, und legen es auf dem troknen Lande in Haufen, ehe neues Wasser einbricht. Bei diesem Teiche ist zu beobachten, daß das Salz sich nur in der troknen Zeit körnet, da hingegen die Salzteiche in Westindien, besonders die auf der Insel Salt

Tortuga, sich niemals körnen, als bis im April, wenn die Regen fallen, und sofort im Mai, Brachmonate, Heumonate, so lange die nasse Zeit währet. Es müßen allezeit einige gute Plazregen vorhergegangen seyn.

Die Engländer treiben hier einen großen Salzhandel, lassen gemeiniglich ein Kriegsschiff hier kreuzen, welches ihren Salzschiffen und Barken zur Bedekung dienet. Den Trägerlohn ausgenommen kostet es sonst nichts, als die Mühe, es zusammen zu scharren, und aus dem Teiche herauszuschöpfen; und dieser ist auch wohlfeil, weil die Einwohner viel Esel halten, welche nichts weiter zu thun haben, als daß sie das Salz aus den Gruben an das Ufer tragen, wenn die Schiffe ankommen. Sie beladen und treiben ihre Esel selbst, und lassen sich mit Freuden dazu brauchen: denn sie haben sonst beinahe kein anderes Gewerbe, um Geld zu verdienen. Der Teich ist nicht über eine Viertelmeile von dem Landungsplaze, daß also die Esel in einem Tage oft hin und her gehen können.

An dem Landungsplaze liegt ein Schlenderboot (Trape Boat,) wie es die englischen Schiffer nennen, das Salz einzuschiffen. Es ist ausdrüklich zu diesem Gebrauche gemacht, und hat ein Verdek, welches von dem Hintertheile an, den dritten Theil von des Bootes Länge ein-

nimmt. Wo es sich endiget, da ist an der Eke des Verdekes ein Verschlag zwey Fuß hoch in die Höhe aufgerichtet, und sehr fest vermacht. Der Nuzen desselben ist, die Wellen abzuhalten, daß sie nicht in das Boot einschlagen, wenn es mit der Spize am Ufer liegt, um Salz einzunehmen: denn die See läuft hier gemeiniglich hoch an. Um die Spize des Boots gerade am Ufer zu erhalten, sind zwei starke Stämme angebracht, einer an dem Schnabel des Boots, und der andere in der Mitte an dem Verschlage einen Fuß höher, als dieser. In diese Stämme ist vorne ein Einschnitt gemacht, in welchem ein kleines Tau liegt, das mit dem einen Ende an einen Pfahl am Ufer, und mit dem andern an dem Anker-Haken befestigt ist, der ziemlich weit in der See liegt. Das Tau dienet, das Boot heran und wegzuziehen, und die Stämme, es fest zu halten.

Um das Boot zu verhindern, daß es nicht wanket, und es desto besser zusammen zu halten, sind noch zwei Seile angebracht. Das erste theilet die Länge des Boots in drei Theile, und geht queerüber, und bindet die Seiten des Boots so fest an die Ruderbänke, daß sie nicht leicht auseinander fallen können. Das andere Seilgewinde besteht aus etlichen Stüken, und ist so angebracht, daß es die Ribben oder Planken des Boots abhält, sich zu verschieben. Zu

diesem Ende sind in gewissen Weiten Löcher an der Eke des Kiels innwendig im Boote gebohret, durch welche die Seile durchgehen, und über die Ribben weggezogen sind, daß sie dieselben umschlingen, oder vielmehr selbst statt neuer Ribbe über ihnen dienen. Sie werden hier durch kleine Schnüre befestiget, die um die Seile und Ribben herumgeschlungen, und durch die Stük-löcher durchgezogen sind. Dieses hält das Boot noch beständig feste zusammen, wenn gleich ein Nagel oder Pflok herausgestossen wird. Hierzu hilft besonders noch ein Strik, der auswendig um den Rand herumgeht, wie unsere Langboote haben. Von dieser Einfassung mit Striken, welche von den Seeleuten Schlendern genennt wird, haben sie den Namen Schlenderboote.

Zwey Männer sind genug, es hin und her-zuziehen, das Salz am Ufer, welches in Säken gebracht wird, einzunehmen, und wieder auszuladen. Sobald das Boot nahe genug an das Ufer gebracht ist, so schlingt der, welcher auf dem Verdek steht, den Augenblik das Seil um den Queerbalken auf dem obern Verschlage, ehe es die See auf die eine Seite drehen kann. Wenn die Ladung eingenommen ist: so ziehen sie das Boot wieder vom Ufer weg, bis es et-was über die Gewalt der Wellen hinauskommt. Dann paken sie das Salz in ein anderes Boot aus, welches es an Bord des Schiffes bringt.

Ohne

Ohne ein solches Schlenderboot ist hier beständig schlechte Landung; denn obgleich das Meer in der Rhede beständig eben ist, so läuft es doch sehr hoch am Ufer an. Ein jedes Schif, das hieher kömmt, sollte demnach ein solches Boot mitbringen oder machen, oder von andern Schiffern borgen; denn die Einwohner haben keines.

Es giebt zwei Rheden in dieser Insel, wo Schiffe liegen können, einige kleine Buchten ungerechnet, wo ein Boot einlaufen kann, die aber nicht werth sind, daß man weiter von ihnen redet.

Die Rhede gegen Norden heißt Pao Seco, wo man in sechs, sieben oder acht Faden ankern mag. Der Grund ist steinicht; thut aber einem Kabeltaue nicht viel Schaden, ausser unter den Korallenfelsen, welche man bei dieser Richtung vermeiden kann. Die ganze Küste, bis beinahe zu dem Vorgebirge Jingdost, ist voller steinichter Untiefen und Bänke, einige davon erstreken sich bis auf zwo kleine Meilen weit vom Ufer.

Bei der Spize Jingdost ist die englische Rhede, wo die Salzschiffe liegen. Es ist meistentheils schlechter Grund, und gegen die dike Spize zu, welche das Südende der Bay ausmacht, steinicht. Die Spize der Bay gegen Norden ist fast eben so schlimm, wegen des Zer-

reissens der Ankertaue, doch bleiben die Anker nicht so leicht, wie auf der Südseite wegen der Steine darinnen steken. Man giebt gemeiniglich den englischen Schiffen Schuld, daß sie diese Bay dadurch verderbt haben, daß sie ihre Ballaststeine in demselben über Bord warfen. Die Mitte der Bay ist der reinste Grund, und von zwölf bis zu acht Faden ist die beste Tiefe zum Ankern, ausser zu Ausgange des Brach- und Heumonats, wenn man eine Veränderung in den Winden erwartet; dann ist es besser, in fünfzehen oder achtzehen Faden zu liegen.

Die Einwohner leben nahe bei der obgedachten Bay in der Mitte der Insel in drei kleinen Städtchen, deren jedes seine Kirche und seinen Padre hat. Pinosa soll die Hauptstadt seyn, und zwo Kirchen haben. Nach dieser kömmt St. Johannis, und die dritte ist Lagoa. Die Häuser sind sehr klein, eng, niedrig von Feigenholze, weil kein anderes Bauholz vorhanden ist. Die Queerbalken sind von wildem Rohr.

Die Einwohner, und selbst die Stadthalter und Paters, sind insgesammt wollhärichte Schwarze, wie ihre afrikanichen Nachbarn, von denen sie vermuthlich herstammen. Sie sind Unterthanen der Portugiesen, und haben auch die Religion und die Sprache derselben. Es ist ein munteres starkes Volk. Sowohl die Männer als

Weiber sind fett und fleischigt, und ihre Kinder sind so rund und plump, wie kleine Meerschweine. Und doch scheint die Insel einem Fremden unfruchtbar, und kaum vermögend zu seyn, seine Einwohner zu ernähren, die, wie einer von ihren Patres sagte, sich auf zweyhundert und dreißig Seelen, beliefen.

Diese Insulaner gleichen denen auf Boa Vista, doch haben sie nicht so viele Neigung gegen die Engländer, als jene. Sie kleiden sich auf eben die Art, nur daß einige unter ihnen ganz und gar keine Sonntagskleider haben.

Im Jahr 1722 schäzte man ihre Anzahl auf etwas über zweihundert, fast lauter Schwarze, die ungestaltetsten unter allen ihren Nachbarn. Sie hatten wenige Mulatten, und gar keine Weissen unter sich.

Das Volk zu Majo lebt sehr arm, doch besser, als die andere Einwohner dieser Insel, St. Jago ausgenommen. Ihre Handlung und Nahrung kömmt vornemlich auf die Engländer an, die ihnen zum Lohne für ihre Mühe bei dem Salzladen, Lebensmittel, Geld und alte Kleider geben, ingleichen Hüte, Hemden und andere Dinge. Durch diese Mittel sind einige von ihnen mittelmäßig angekleidet, die meisten aber gehen beinahe nakend. Alle Insulaner lassen sich als-

dann zu etwas brauchen, um etwas zu verdienen: denn sie haben keine Fahrzeuge, womit sie handeln könnten. Es kommen auch keine oder wenigstens ungemein selten Portugiesische Schiffe hieher, ausser den englischen, welche sie ungemein gern sehen.

Wenn die Schildkrötenzeit kommt: so halten sie in den sandichten Bayen bei Nacht Wache, um sie auf den Rüken zu legen; und an verschiedenen Orten haben sie Hütten gebaut, um sich vor dem Regen zu schüzen, und darinnen zu schlafen. Dieses ist in Ansehung ihrer Nahrung eine andere Erndte für sie: Denn es kommen überhaupt zu dieser und den andern Inseln des grünen Vorgebirges eine grosse Menge Schildkröten. Wenn die Schildkrötenzeit vorbei ist: so haben sie wenig zu thun, als guineische Hühner zu jagen, und ihren kleinen Feldbau zu besorgen. Auf diese Art haben sie das ganze Jahr über etwas zu verrichten, wodurch sie sich, obwohl auf eine sehr schlechte Art behelfen. Wenn einige von ihnen Lust haben, nach St. Jago überzugehen: so bitten sie bei dem Stadthalter um Erlaubniß, und lassen sich auf einem englischen Schiffe übersezen.

Der Neger, welcher die Stelle des Stadthalters vertritt, erhält sein Patent von dem portugiesischen Stadthalter zu St. Jago. Die

Person, die dieses Amt 1699. versah, war ein sehr höflicher und verständiger armer Mann, und überhaupt ist es ein Volk von guter Gemüthsart. Er erwartet von jedem Schiffer, der hier Salz ladet, ein kleines Geschenk, und ist froh, wenn sie ihn auf ihre Schiffe einladen. Zu der Zeit, wenn Salz gemacht wird, bringt er die meiste Zeit mit den Engländern zu. Als Roberts 1723. hier war: so war der bekannteste Mann auf der Insel der Hauptmann Vincent Alva, den die Engländer unter dem Namen Peter Vincent kannten.

Die Seeräuber haben oft an dieser Insel gelandet, und nicht nur das Vieh, sondern auch Einwohner weggeführt. Im Jahre 1683. kam ein englisches Schiff hieher. Die Leute stiegen unter dem Scheine der Freundschaft ans Land, und bemächtigten sich des Stadthalters und einiger anderer, führten sie an Bord, und zwangen sie, zu ihrer Auslösung Vieh von dem Lande hertreiben zu lassen; dann segelten sie mit ihnen weg, und brachten sie vermuthlich niemals wieder zurük. Der Engländer, der diese niederträchtige That ausübte, war ein gewißer Hauptmann Bond von Bristol, der hernach mit den meisten von seinen Leuten zu den Spaniern übergieng.

Diese Insel nebst Tangier und Bombay in

Indien wurde an England statt der Morgengabe, der Königin Catharina geschenkt. Man kann vermuthen, daß es die Engländer nicht würden verlassen haben, wenn es verdient hätte, erhalten zu werden.

Die Insel St. Jago oder St. Jacob.

Weil diese Insel sowohl, als das vorhergehende, den ersten Mai entdekt worden, und auf diesen Tag das St. Jacobsfest fällt: so hat es von demselben seinen Namen erhalten. Es liegt in der Nordbreite von fünfzehen Graden, und in der Länge von sechs Graden fünf Minuten, gegen Westen vom grünen Vorgebirge. Hauptmann Philipps sezet es in die Breite von fünfzehn Grad fünf und zwanzig Minuten, wobei er vermuthlich den Haven Praya zum Grunde leget.

Sie ist die gröste unter allen Inseln des grünen Vorgebirges, fünf und vierzig Seemeilen in der Länge, in der Breite zehen, und im Umfange fünf und neunzig. Philipps sezet ihre Länge auf zwanzig Seemeilen Südost und Nordwest, und ihre Breite auf zehen Ostnordost und Westsüdwest.

St. Jago liegt vier oder fünf Seemeilen von Majo gegen Westen, und ist die vornehmste,

fruchtbarste und bewohnteste unter allen Inseln des grünen Vorgebirges. Doch ist sie bergicht und hat viel rauhes Land.

Was die Luft betrift, ist sie auf dieser Insel zur Regenzeit ungesunder, und für die Fremden gefährlicher, als auf den übrigen, und es werden um diese Zeit wenige Pläze um Guinea herum, Cacheu ausgenommen, ungesunder seyn, als St. Jago. Die Schädlichkeit der Luft auf derselben ist so groß, daß man sie einem Lande vergleichen kann, in welchem die Pest wütet.

Das Land ist außerordentlich anmuthig, und hat einen Ueberfluß von allen Dingen, die zum Nuzen und Vergnügen der Menschen gehören. Doch soll es nicht so anmuthig, aber auch nicht so bergicht seyn, als Madera, und sich daher besser zum Feldbau schiken.

Das Südostende der Insel ist flaches Land, alles übrige aber, Campo Terrafall ausgenommen, hat hin und wieder Gebirge. Der Berg Antonio ist der höchste, und liegt beinahe in der Mitte. In der Entfernung von drei bis vier Seemeilen, aber näher nicht, zeiget er sich auf allen den übrigen erhaben. Wenn man den hohen Berg Terrafall auf der See ostwärts oder westwärts liegen hat: so zeiget er sich erstlich als eine Insel, bis man nahe genug ist, das nie-

drige Land, oder das Campo, welches zwischen ihm und dem übrigen Theile der Insel ist, zu erkennen.

Hier haben sich die Portugiesen zuerst festgesezet, weil sie sahen, daß es nicht nur die größte, sondern auch die fruchtbarste unter allen Inseln war. Denn es hat das beste Wetter, und folglich die schönste Viehweide und die größte Abwechslung von Früchten, und wird von anmuthigen Bächen befeuchtet.

Ihre vornehmsten Landthiere sind Rinder in großer Menge, und doch fordern sie für das Stük zwanzig Thaler. Sie haben auch Pferde, Esel und Maulesel, Rehe, Ziegen, Schweine, und Meerkazen mit schwarzen Köpfen und langen Schwänzen.

Hier giebt es Zibethkazen, und die hiesigen Meerkazen sind wohlgestaltet. St. Jago bringt allein dergleichen Thiere hervor.

Unter den Vögeln, die in dieser Insel anzutreffen sind, giebt es zahme und wilde Hühner, Parakites, Papageyen, Tauben, Turteltauben, Reyher, Habichte, Baumhaker, Galdens, welche eine größere Art von Baumhakern, Curlius, Haushühner ꝛc. Diese leztern fliegen haufenweise aus, fressen in den Gebirgen, kommen

Abends zurük, und ruhen zu Hause aus, wie bei uns die Tauben. Die Gebeine bei den meisten hiesigen Vögeln sollen so schwarz seyn als Aggt, und ihre Haut so schwarz, als die Einwohner selbst. Dem unerachtet ist das Fleisch so weiß, oder noch weisser als bei unsern Vögeln, und von eben so gutem Geschmake, ob es gleich nicht so gut in die Augen fällt.

Sie haben auch sehr viel Maiz, Feshun, guineisch Korn, Plantanen, Bananos und Kürbisse zum nothwendigen Unterhalte; und zum Vergnügen wachsen gute süße und saure Pomeranzen, Limonien, Tamarinden, indianische Tannzapfen, Muskus, Wassermelonen, Mandyokes und Cocosnüsse im Ueberflusse. Ueberdieß Guavas, Custards oder Sternäpfel. Zukerrohr wächst gleichfalls hier. Sie machen aber wenig Zuker, sondern begnügen sich mit Syrup. Sie haben hier auch einige Weintrauben, man glaubt, daß der Wein hier sehr gut gerathen würde. Der König von Portugal aber hat aus Staatsursachen verboten, Wein zu pressen. Aller Wein, den die Einwohner trinken, kömmt von Madera oder von Lisabon.

Viele Baumwolle wächst im Lande, wovon sich die Einwohner kleiden, und einen großen Theil nach Brasilien senden.

Der Custardapfel, der vorhin unter den Früchten genennt worden, ist so groß wie eine Granate und fast von eben der Farbe. Die Schale ist dem Wesen und der Dike nach das Mittel zwischen einer Granate und einer Sevilischen Pomeranzenschale, weicher als diese, sie ist aber auch leichter zu zerbrechen, als jene. Es ist merkwürdig, daß sie ringsherum regelmäßig mit Warzen besezt ist. Inwendig hat er ein weiches weisses Fleisch, das sehr süß und wohl schmekt, und einem englischen Milchfladen (Custard) der Farbe und dem Geschmake nach sehr ähnlich ist, von welchem ihm auch die Engländer den Namen gegeben haben. In der Mitte hat er etliche schwarze Steinchen oder Kerne, und ist lauter Fleisch. Der Baum, welcher diesen Apfel trägt, ist von der Größe eines Quittenbaums, mit langen schmalen Aesten, die dikes Laub haben, und sich sehr weit ausbreiten. Die Frucht wächst an dem Ende der Aeste an dünnen zähen Stielen, die neun bis zehen Zoll lang sind, und hängt von ihrer eigenen Schwere gegen die Erde. Ein großer Baum aber trägt nicht über zwanzig oder dreißig solcher Aepfel.

Diese Frucht wächst in den meisten Ländern innerhalb der Wendezirkel. Dampier hat sie in ganz Westindien sowohl am festen Lande, als auf den Inseln, in Brasilien, und in Ostindien gesehen.

Auch der Papah wird in allen diesen Ländern gefunden. Es ist eine Frucht von der Größe einer wohlriechenden Melone, hohl wie diese, und ihr an Gestalt und Farbe äußerlich und innerlich sehr ähnlich. Nur in der Mitte hat die gegenwärtige Frucht eine Handvoll kleinen schwärzlichen Saamen, von der Größe der Pfefferkörner, der auch sehr hizig ist, und beinahe wie Pfefferkörner schmekt. Die reife Frucht ist weich, und schmeket sehr süß und geil; grün aber ist sie hart und unschmakhaft. Man kann sie kochen, und als Compot bei dem Rindfleische essen.

Der Papahbaum ist zehen oder zwölf Fuß hoch. Der Stamm hat am Boden anderthalb bis zwei Fuß im Durchschnitte, und läuft bis an den Gipfel spizig zu. Er hat ganz und gar keine Aeste, sondern nur breites Laub, welches unmittelbar aus dem Stamme an Stielen hervor wächst; die gegen die Wurzel zu länger sind, als oben. Die Blätter sind rund und am Rande gekerbt. Sie fangen sechs oder sieben Fuß hoch von der Erde an herauszusproßen, und je höher sie kommen, desto dichter und größer wird das Laub. An der Spize ist es am breitesten, und sizt ganz dichte am Stamme. Die Frucht wächst unter dem Laube, und da am häufigsten, wo das Laub am dichtesten steht; im Gipfel steht sie also so dichte beieinander, als sie nur Plaz hat. Sie ist aber da nicht größer, als eine or-

dentliche Stekrübe. Die zuvor beschriebene grössere Frucht aber wächst weiter unten, wo das Laub dünner ist.

Die Fische zu St. Jago sind mit denen zu Majo und auf den übrigen Inseln einerlei.

Hier findet man sehr viel Markasit, welches die Portugiesen Beur d'Ore nennen, es ist gewöhnlich dunkel, zuweilen auch etwas durchsichtig. In dem Schatten wirft es eine dunkelblaue oder purpurrothe Farbe; wenn man es aber in die Sonne bringt, zeiget es eine Goldfarbe, und scheint sehr helle und glänzend zu seyn. Man vermuthet, daß da gewiß Goldminen wären, wo dergleichen Beur d'Ore in großer Menge gefunden werden. Die Farbe, die von diesem Markasit gemacht wird, sieht so gut aus, als etwas Vergoldetes.

Das andere ist ein sonderbarer rother Stein oder Oker, den man hier in einem Berge an der Nordseite findet. Er ist der Kreyde in England sehr ähnlich; doch ist er weicher und etwas schwerer; und wenn man Pulver davon mit einem Messer abschabet, so fühlet es sich wie das feinste Mehl an. Er läuft in Adern. Außen ist ein gemeiner Stein, der nach und nach weicher und streificht wird, bis man zu einer schwefelgelben Ader kömmt. Unter dieser ist eine von schwä-

chherm Gelbe, auf welche eine von Fleischfarbe folget. In der nächsten scheint das Roth vor, in der andern wird es noch voller. Und endlich kömmt die wahre Steinader zum Vorscheine, von einem dunkeln aber lebhaften und frischen Rothe.

Diese Insel hat das Zollrecht, das für alle Schiffe ist, die von Sierra Leona an Nordwärts nach Guinea handeln. Dieser Vortheil, und ihre zur Handlung bequeme Lage, hat viele Kaufleute hieher gezogen, die eine gute Manufactur von Barrafools anlegten, bis, wie schon gemeldet worden, der Handel verfiel. Es gab aber doch dieses Gelegenheit, die Insel mit Einwohnern anzufüllen. Um die Anbauer des Landes desto mehr aufzumuntern, gab ihnen die Krone Versicherungen, auf Stüke Landes für sich und ihre Erben auf immer, ohne sich einen Zinß oder andere Art von Auflagen vorzubehalten.

Diese Versicherungen von dem Eigenthumsrechte trug vieles bei, die Insel besser zu bevölkern und es in grössern Flor zu bringen, als die übrigen, von welchen, St. Philipps ausgenommen, keine dieses Vorrecht hat. Der Verfall der Handlung aus den oben angeführten Ursachen machte, daß sehr wenig Weisse auf der Insel wohnen, obgleich zu Roberts Zeit das

Land meistentheils den Weissen zugehörte, und die Anzahl der Schwarzen gegen sie war wie vierzig zu drey.

Die Insel St. Jago war vormals von Portugiesen bewohnt, die wegen Mordthaten, Diebstahl und anderer Verbrechen hieher verbannt wurden. Sie sind vollkommen Mulatten, lang, aber nicht wohl proportionirt, besonders die Weiber, welche breite Lippen, einen flachen Körper, und lasterhafte Neigungen haben, und ihrer Leichtsinnigkeit wegen eben so schändlich sind, als wegen ihrer Häßlichkeit. Durch die Gemeinschaft mit ihren Sklavinnen, welche guineische Schwarze sind, ist das Volk meistentheils schwarz, oder wenigstens von einer vermischten Farbe; etliche wenige von den Vornehmen ausgenommen, als den Stadthalter, den Bischof und einige andere Herren und Patres. Ihre Dummheit ist so groß, daß sie wenig mehr wissen, als den Namen der römisch katholischen Religion, zu welcher sie sich bekennen. Was den Vorwurf der Dieberei betrift: so muß man eine Ausnahme machen; denn, wenn gleich das Volk bei diesem Haven diesem Laster ergeben ist: so leben doch die in der Stadt St. Jago, die unter den Augen des Stadthalters sind, ordentlicher. Ueberhaupt aber sind sie arm, und haben wenig Handlung. Die Schwarzen tragen hier nur ein Stük Leinwand um den Kopf herum,

und ein rohes Stük Tuch oder Barrafool, von weiß und blau gestreifter oder gesprengter Baumwolle.

Die Portugiesische Geistlichkeit ist in der ganzen Christenheit wegen ihrer Unwissenheit berühmt. Sie haben die Gewohnheit, diejenigen in die auswärtigen Pflanzstädte zu senden, die das Glük gehabt haben, aus der Inquisition zu entkommen, und doch noch zu Hause bei ihrem Amte Aergerniß anrichten möchten. Diese Leute führen gemeiniglich ein sehr lüderliches und ärgerliches Leben. Es waren daher die meisten Priester auf diesen Inseln und der Küste Guinea Schwarze. Es wird aber keiner von ihnen zur Würde eines Bischofs, Domherrn, oder bischöflichen Capelans gelassen, welches alles Europäer seyn müssen.

Es werden viele junge Schwarze zu St. Jago erzogen, um mit der Zeit zu Priestern gebraucht zu werden. Sobald sie diesen Schluß gefaßt haben, so suchen sie durch die gewöhnlichen Mittel, als Vorspruch von Freunden, und Geschenke, in den Schuz einer angesehenen Person bei der Kirche zu kommen. Nach einiger Zeit, und nach einer geringen Mühe in ihrer Unterweisung, stellet dieser sie dem Bischoffe vor. Der Bischof stellet eine Prüfung mit ihnen an, und hält eine ernsthafte Rede von der

Würde, Wichtigket und grossen Schwierigkeiten des priesterlichen Amts. Alsdann müssen sie ihm ein gutes Verhalten angeloben, und bekommen den bischöflichen Segen. Dieses berechtiget sie, einen Studentenhabit anzulegen, welcher aus einem langen Priesterroke und Mantel von schwarzem Zeuge besteht. Sie kaufen sich alsdann eine lateinische Grammatik, und einige catechetische Bücher von den Anfangsgründen der christlichen Religion; bemühen sich, so viel sie können, daraus auswendig zu lernen, um im Stande zu seyn, über die Fragen, die darinnen vorkommen, zu disputiren. Zu diesem Ende kommen sie Abends in einer einsamen Gasse zusammen. Allein, ihre höchsten Grammatikalischen Streitigkeiten versteigen sich selten über die Declinationes Nominum: denn wenige von ihnen sind so gelehrt, daß sie ein Verbum durch alle Modos und Tempora formiren könnten.

Sobald sie in diesen Büchern etwas gelernt haben, müssen sie eine andere Prüfung vor dem Bischoffe ausstehen, welcher den reifsten unter ihnen die Freiheit giebt, etwas höhere Dinge zu lesen.

Wenn sie wieder einige Zeit mit dergleichen Uebungen hingebracht haben, so werden sie zum drittenmale aus diesen Büchern gefragt. Dieses ge-

geschieht durch den Palustre, welcher General-Vikarius und erster Richter der Inquisition ist, und den Titel eines Doktors der Gottesgelahrheit führet, ob er gleich vielleicht wenig davon versteht. Dieser giebt ein Zeugniß von den Eigenschaften der Canditaten, dessen Innhalt grostentheils nach den Geschenken eingerichtet ist, welche man diesem Geistlichen gemacht hat. Je nachdem dieses Zeugniß lautet, weihet sie der Bischof zur niedrigsten Ordnung oder zu Subdiakonen ein, und läßt sie einen Eid der Verschwiegenheit ablegen, sowohl wegen der Geheimnisse, die sie schon gelernt haben, (die aber nicht vom höchsten Range sind), als auch wegen derer, zu welchen sie in Zukunft zugelassen werden möchten. In diesem Stande verbleiben sie, bis ihre Verdienste oder die Gunst ihrer Obern sie geschikt machen, in die andre Ordnung oder Stufe zu treten, welche die Evangelici heissen. Diese Würde giebt ihnen die Freiheit, die Liturgie zu lesen, und dem Meßpriester bei Lesung der Episteln und Evangelien beizustehen.

Der Graduirte thut alsdann sein möglichstes, auf die dritte und höchste Stufe zu gelangen, welche die Missalordnung ist. Ehe er aber dazu gelassen wird, so muß er von neuem feierlich schwören, der heiligen Kirche getreu und gehorsam zu bleiben, und alles zu glauben, und

sich allem zu unterwerfen, was sie anordnet, wie auch alle Geheimnisse der Kirche zu verschweigen, welche die heilige Kirche nicht erlaubt, den Layen gemein zu machen. Wenn sie nun solchergestalt alle erforderliche Eigenschaften erlangt haben, so geht ihre vornehmste Bemühung dahin, die Gunst der vornehmsten Geistlichen zu erwerben, damit sie, sobald als möglich, zu einer Pfründe kommen.

Ueberhaupt ist eine List der obern Geistlichen darunter verborgen, daß sie sich der Unwissenheit dieser einheimischen Diener der Kirche zu ihren eigenen Absichten bedienen. Sie hüten sich vor allen Lastern und Vergehungen, die sie der Inquisition aussezen, oder bei dem Bischoffe in Ungnade bringen möchten; weil sie fest glauben, daß eines von diesen beiden fähig ist, sie unglüklich zu machen. Dieses gründet sich auf einen Begrif, den man ihnen zeitlich einprägt, und von dem sie gänzlich eingenommen sind, daß, wenn sie entlaufen sollten, man sie in keinem fremden Lande, besonders in Europa unter den Christen, d. i. den Römischkatholischen dulden würde. Und wenn sie zu den Kezern giengen, so würden sie im zukünftigen Leben schlechterdings ewig verdammt seyn, und ohne Aufhören Sklaven bleiben.

Auf solche Art dient eben der Grundsaz,

der die Absichten ihrer Obern befördert, auch dazu, daß er sie von allen Aergernissen abhält, und das gemeine Volk aufmuntert, ihre Lehren anzunehmen. Die Kezer noch verhaßter zu machen, sprechen sie ihnen den Namen der Christen ab. Es glauben daher viele von ihren Priestern und das meiste Volk, daß sogar die Taufe, die gleichsam die Einweihung in die Gemeinschaft der Heiligen ist, bei keinem Volke in der Welt ausser der römischen Kirche gebräuchlich sey.

Häven und Städte von St. Jago.

Von Fäurno an der Ostseite von St. Philipps segelte Robert in die Bay von Rivera das Bharkas in St. Jago. Hier ersezte er das Wasser, das ihm abgegangen war, und beschloß, an das Nordende der Insel zu fahren, um seine Reise nach Majo fortzusezen, welches, wie er wußte, der kürzeste Weg war, ob er gleich dem Ansehen nach länger ist. Von hier aus gieng er demnach nach der Bay von Rivera de Prata (oder Plata) unter Seegel; und wartete hier eine Flut ab, die ihm entgegen war, und mit der nächsten bequemen Flut kam er in den Haven Terafall.

Von hieraus erreichte er mit einer bequemen Flut Porto Faciendo. Darauf schifte er mit der nächsten Flut in eine Bay, die er

weil sie keinen Namen hatte, Porto Singore Jorge benennte. (Hier fand er Singore Jhviß). Dieses ist eine kleine Bay, die viele Felsen von verschiedenen Grössen gegen über hat. Der größte ist nicht über einen Steinwurf in der Länge, und geht auch unter allen am meisten über das Wasser. Er liegt etwa eine halbe Seemeile vom Ufer. Dieses machte die Einfahrt schwer. Als er aber in dem Haven war: so fand er einen sichern bequemen Canal bis hinter die Spize, der eine gute Kabeltauslänge breit war. Von hieraus kann man die offene See nicht sehen, sondern man ist gegen alle Winde vom Lande bedekt. Das Wasser geht von fünf bis zu dreien Faden, der Grund ist von Sand und Schlamme vermischt.

An eben dem Tage umsegelte er Mittags Bighude oder die Nordostspize der Insel mit einem leichten Winde von Nordost, und Nachmittags um drei Uhr sah er Monte Vinose auf der Insel Majo. Von Talyete in Majo kehrte er nach St. Jago zurük, und kam in eine grosse Bay, die südwärts von Majo lag, und die er Porto sine Noma nannte. Er ankerte unter dem hohen Lande an der Nord- oder Windseite der Bay in einer kleinen sandigten Bucht. Er warf hier einen Stein aus, den er an eine Fischleine angebunden hatte, und fand, daß ziemlich tiefes Wasser war. Er war keinen Steinwurf

mehr vom Ufer, als er erst Grund fand. Der Strand war weit mit kleinen Kieselsteinen bedekt, welches ein Zeichen von einem reinen Grunde ist. Das Land aber war so hoch, daß der Wind, der gerade in die Bay hineinblies, am Ufer anstieß, dieses ward bei Untergange der Sonne stärker nach dem Verhältnisse des Windes am Ufer.

Er ruderte aus dieser Bay heraus, um den rechten Wind zu gewinnen, und lief nach Porto Formosa; und von hieraus mit eben dem Winde in die Bay St. Jago, und aus derselben noch weiter hinunter nach Porto Madera. Hier warf er den Anker aus, und legte ein Tau an einen Felsen am Ufer, der die Stelle einer Schifslände vertrat, indem er ganz nahe bei dem Wasser lag, und in der Ebbe zwölf Fuß hoch war. Weil keine Einwohner sich in der Nähe des Havens aufhielten, und die Strasse bis zur Stadt nur mittelmäßig war: so segelte er immer noch weiter hinunter an der Küste nach Praya Formosa, hierauf nach St. Domingo, und von hieraus nach Porto Lobo, von welchem Orte er in die Stadt ritt, welches ein schlimmer Weg von zwanzig kleinen Meilen zu Lande ist. Er unterredete sich hier mit Singore Pedro Balderavessa. Da er gegen denselben behauptete, daß Porto Lobo ein sicherer Haven wäre als Kalyete, besonders bei veränderli-

chem Winde: so sagte ihm hingegen dieser Herr, daß Kalyete durchgängig für den allersichersten Haven in St. Jago gehalten würde.

Von Porto Lobo fuhr er noch weiter hinunter an der Küste, und nahm die Bayen St. Francisco und Portate in Augenschein. Weil es schon zu spät am Tage war, nach Kalyete zu gehen: so ankerte er vor Villa de Praya bis den nächsten Morgen, und lief alsdann in Kalyete ein. Weil er aber den Südwind in kurzer Zeit erwartete, so eilete er, die Ostseite der Insel zu erreichen. Denn von hieraus konnte er nicht nur besser mit Süd oder Westwinde segeln, sondern es sind auch die Rheden daselbst am allersichersten. Denn an der ganzen andern Seite der Insel ist nicht eine Rhede, wo man vor Süd- oder Südwestwinden sicher liegen kann, als Kalyete St. Martin. Alsdenn aber kann man mit diesen Winden nicht unter Segel gehen, und dieses sind doch die einzigen Winde, die zu den Inseln oberhalb des Windes führen. Er gieng dahero von hieraus nach Porto Praya zurük.

Roberts fängt in seiner Beschreibung von den Inseln, unter allen Häven zuerst mit der Nachricht von Porto Praya an der Westseite von Jago an. Darauf geht er westwärts rings um die Insel herum, bis er an den vorigen Ort zurükkömmt.

Porto Praya, welches bei der Südwestspize von St. Jago liegt, ist der vornehmste und bekannteste Haven, der sich von den übrigen durch seine anmuthige Lage unterscheidet. Die Stadt und Festung liegen auf einem ziemlich hohen platten Lande an der Mitte der Bay. Zu beiden Seiten sind Thäler, die mit Cocus- und Palmenbäumen besezt sind. Der beste Ankerplaz ist unter der Insel an der Nordwestseite der Bay. An der ofnen Seite hat die Bay reinen Sand und Thongrund, und von fünfzehn bis zu fünf oder sechs Faden Wasser. Innwendig aber ist zäher Schlamm zu dreien Faden, und alsdann wieder Sand. Es ist hier gute Gelegenheit zum Wasserholen.

Zwei Seemeilen von Praya Westnordwest liegt Kaliete St. Martin, ein enger Canal, der nicht über eine halbe Kabeltauslänge breit ist, und von der Westspize eine Viertelmeile weit in das Land hinein läuft, und sechzehn bis achtzehn Fuß Wasser hat. Man kann vorne einen Anker auswerfen, und das Hintertheil an einen Baum, der am Strande steht, befestigen. Der Strand ist voll kleiner Steine. Man liegt hier auch die ganze Regenzeit über sicher, und kann auch Wasser in der Nähe haben. Zu Porto Praya muß man einen Schwarzen an Bord nehmen, um sich diesen Ort zeigen zu lassen, doch ist an diesem Orte keine Gefahr zu befürchten,

nur daß man ihn nicht leicht gewahr wird. Der Verfasser bemerket in seiner Reise, daß zur nassen Jahrszeit dieses der allerungesundeste Theil der Insel ist. Von Kalyete bis zur Stadt (nämlich Robeira de Grande oder St. Jago) sind vier kleine Meilen zu Lande, ebener aber steinigter Weg.

Vor der Stadt, welche zur See eine Seemeile von Kalyete nordwestwärts liegt, ist eine Rhede, die nichts besonders hat. Sie ist so böse, daß es viel sagen will, wenn man einige Zeit hier gelegen hat, und das Kabeltau nicht reißt, oder der Anker in den Felsen nicht steken bleibt. Viele Fahrzeuge sind in dieser Rhede untergegangen. Dieses ist die Ursache, daß sie nicht leicht von jemand anders, als von den Portugiesen besucht wird. Die Holländer berührten manchmal diesen Ort, um frisches Wasser einzunehmen, doch seit einiger Zeit ist Porto Praya der einzige Ort, den sie besuchen.

Rivera de Plata ist eine sehr gute Bay, und hat lauter reinen Grund, in welcher Tiefe man nur liegen will, von viertehalb bis zu zwölf oder vierzehn Faden. In Ansehung des Wasserholens ist es ein besserer Plaz, als Porto Praya; denn es läuft ein Fluß bis an das Ufer. Man kann also die Fässer in den Fluß wälzen, und das Wasser zum Spondloche hineinlaufen lassen, ohne

Eimer oder Trichter zu gebrauchen. Man hat hier alle Arten von Erfrischungen, Früchte, Wurzeln, Vögel, Ziegen, Rinder, viel wohlfeiler als zu Porto Praya oder in der Stadt. Indianisch Korn ist an einem Orte so theuer, als wie am andern.

Terrafall ist der nächste beträchtliche Haven. Er hat aber keine Waaren zur Handlung. Und obgleich die Rhede gut ist, wenn man einmal darinnen ist, außer zur Zeit der veränderlichen Winde, so ist doch das Umwenden in derselben sehr mühsam.

Der nächste Haven ist Porto Faciendo, eine schöne große Bai. Er ist sehr rein gegen das Ufer zu, und hat von zehn zu vier Faden Wasser. Man kann hier auch Wasser füllen. Doch weil dieser Theil der Insel meistens nur Land zur Viehweide ist, so kann man hier wenig andere Erfrischungen haben, als Ziegen und Kühe, die hier so wohlfeil sind, als an irgend einem Orte der Insel.

Zwischen dieser Rhede und Bikhude der Nordspize von St. Jago sind viele Buchten und kleine Baye. Es ist aber nicht nur das Land dürre und unbewohnt, sondern die Küste ist auch der vielen Klippen wegen gefährlich, die gröstentheils unter dem Wasser sind, und die, welche zum Vor-

schein kommen, liegen nicht über eine kleine Meile vom Ufer.

Wenn man Bikhude zurük gelegt hat: so läuft die Küste südwärts von Porto sine Roma, das schon vorhin beschrieben worden. Die nächste Bay Porto Formosa ist sehr gut. Der Grund rings um die Spize herum ist lauter Schlamm; daselbst ist eine kleine Schaluppe vor allen Winden vom Lande bedekt, zum Handel aber ist der Haven nicht bequem.

Die Stadt St. Jago wird an ihrer Kirche erkannt, die weiß angestrichen, und mit rothen Ziegeln gedekt ist. Sie liegt gerade der Mitte der Bay gegen über an einer Anhöhe. An der Süd- und Nordseite ist ein Thal, das mit Cocus- und Palmenbäumen stark besezt ist. Die Bay ist reiner sandigter Grund, und läßt in zehn oder zwölf Faden sicher ankern. Etwas gegen Norden von der Kirche läuft die See gemeiniglich hoch am Ufer auf, welches sandigt ist.

Dieses ist einer von den fruchtbarsten Pläzen auf der Insel, in allem, was sie hervorbringt. Die Einwohner haben große Freiheiten, wie die zu St. Johannis.

Süd gen Ost zwei bis drei kleine Meilen davon, liegt der Haven Madera. Die Mündung

ist nicht über einen Steinwurf breit, zwischen zwei Felsen, die auf beiden Seiten gegen das Wasser zu steil sind. Die Tiefe ist von neun bis zu sechs Faden. Wenn man hinter die nördliche Spize kömmt: so hat man vier, und weiterhin drittehalb Faden. Alsdann ist man vor allen Winden bedekt; man sieht keine offne See, und ein Schif von dreihundert Tonnen liegt an einem Saile von drei Zollen sicher. Der Boden besteht aus Sand mit Thon vermischt. Weiterhin aber ist weicher Schlamm. Der Haven ist sehr gut, und es ist weder die Einfahrt noch die Ausfahrt gefährlich. Er ist aber für einen Fremden schwer zu finden: denn die eine Spize des Havens schließt sich so dicht an die andere an, daß man den Haven nicht eher erkennt, als bis man vorbei ist, weil er so enge ist, und nichts hat, das kenntlich genug wäre, ihn zu unterscheiden. Das einzige Mittel ist, einen erfahrnen Mann zu St. Jago an Bord zu nehmen, und sich den Haven zeigen zu lassen.

Von hier aus sind verschiedene Bayen, ehe man nach Porto Lobo kömmt; keine aber ist für die Schiffe bequem, und alle sind etwas gefährlich, weil viele gesunkene Felsen an der Küste liegen, doch nicht weiter, als eine kleine Meile vom Ufer.

Porto Lobo ist vor allen Winden sicher.

Nur ist die Einfahrt enge, denn sie hat nicht über eine halbe Kabeltauslänge in der Breite, und noch dazu an beiden Seiten viele gesunkene Felsen. Dieses macht den Haven für einen Fremden ohne Lootsmann allzugefährlich. Innwendig ist er einem großen Wasserbeken oder Teiche ähnlich, weil er überall Dreiviertelmeilen breit ist. Doch hat er nicht über zwölf oder vierzehn Fuß Wasser, bis unter der nördlichen Spize, wo man achtzehn bis zwanzig Fuß hat. Es ist lauter sandigter Grund, bis man an das Ende des Havens kömmt, und alsdann ist er sandigt. Ein wenig gegen Norden von Porto Lobo endigt sich der bergigte Theil der Insel. Das Land wird, einige Hügel ausgenommen, flach, doch ist es bis Porto Praya meistens hohes ebenes Land.

Zwischen Porto Lobo und Praya ist die Rhede St. Francisco, eine schöne sandigte Bay, nebst einem Thale, wo Cocus- und Palmbäume stehen. Doch ist an den meisten Orten der Bay böser Grund, und kein frisches Wasser in der Nähe.

Ungefähr eine Seemeile weit südwestwärts von St. Francisco ist eine Bucht, mit Namen Portet oder Portate, die zu Schaluppen und kleinen Fahrzeugen, aber nicht zu großen Schiffen, gut ist. Wenn man etwa zwei Drittel weit

in den Haven hineingefahren ist: so liegt zur linken Hand ein gesunkener Felsen. Die nächste Rhede ist Porto Praya, welche schon beschrieben worden.

Nunmehr wollen wir die Städte etwas in Augenschein nehmen. Es sind vier Städte vorhanden, nämlich St. Jago, St. Domingo, St. Domingo Abaßeu, und Villa de Praya, außer der Hauptstadt, welche Cidada de Rebeira Grande heißt, wie sie die neuesten ausländischen Schriftsteller, vermuthlich nach dem Beispiele der Einwohner, nennen, und nicht St. Jago, welchen Namen andere englische Reisebeschreiber brauchen. Es muß daher mit St. Jago nothwendig einerlei Ort seyn, obgleich Barbot zwei verschiedene Pläze daraus macht. Sie hat den Namen Rebeira Grande vermuthlich zum Unterschiede von St. Jago an der Ostseite der Insel empfangen, welches eine von den vier Städten oder Fleken ist, deren Roberts gedenkt.

In St. Jago Domingo wohnten der Stadthalter, der Bischof und andere Personen vom Stande, als Franz Drake die Insel im Jahr 1585 angrief. Er gieng den 24sten December von der Stadt St. Jago aus, mit sechshundert Mann hieher. Der Feind aber floh, und verbrannte den Ort. Zuvor im Jahre 1582 wurde dieser Ort von Manoel Perades, einem Portu.

giesen, der eine französische Flotte führte, geplündert.

Von den andern vier Städten oder Seepläzen werden gemeiniglich von den meisten Reisebeschreibern nur zwo erwähnt, nämlich St. Jago und Porto Praya, weil sie die einzigen Häven auf der Insel sind, die von europäischen Schiffen besucht werden. Dagegen findet man dafür bei ihnen sehr viele gute Anmerkungen von dem Lande und seinen Einwohnern überhaupt.

Die Stadt St. Jago oder Cividad de Rebeira Grande liegt drei Seemeilen von Praya gegen Westen, und am Fuße zweier Berge, welche ein tiefes Thal einschließen, das gegen die See zu zweihundert Ellen (Yards) breit ist, das aber eine Viertelmeile landwärts so enge zusammenläuft, daß die Breite nicht über vierzig Ellen austrägt.

Die Stadt St. Jago hatte, als Franz Drake sie im Jahr 1585 eroberte, die Gestalt eines Dreieks, und lag in einem engen Thale zwischen zween felsichten Bergen, dem einen an der Ost- und dem andern an der Westseite, die über die Stadt zu hängen schienen. Auf beiden waren Werke angelegt. Die Stadt war auch mit einem Walle umgeben, den an der Südseite, in welcher Gegend das Fort ist, die See benezte. Um

die Stadt herum waren fünfzig Canonen gepflanzet. Mitten durch das Thal ergoß sich ein kleiner Bach, der nicht weit vom Seeufer einen Teich machte, wo die Schiffe sehr bequem frisches Wasser füllen konnten.

Am Ende der Stadt gegen Norden, wo sich das Thal erweitert, waren Gärten angelegt, die mit Limonien, Pomeranzen, Zukerrohr, Cocusnüssen, Plantanen, Patatos, Kürbissen, Zwiebeln, Knoblauch, auch verschiedenen andern Früchten, Bäumen und Pflanzen angefüllt waren.

Drei ungemein starke Forts bestreichen den ganzen Ort. Das wichtigste darunter liegt auf dem Gipfel des Berges gegen Osten, der Stadt gerade gegen über, so daß man von demselben alle Gassen der Stadt mit Musketen beschiessen kann. Die beiden andern Forts liegen an der Wasserseite; alle Dreie bestreichen die Rhede, und die beiden lezten eine jede Straße in der Stadt. Auf die Berge kann man nur durch einen einzigen schmalen Pfad kommen, wo nur ein Mensch auf einmal gehen kann.

Im Thal liegt eine abgesonderte Gasse, die auf beiden Seiten Häuser hat, und mitten durch fließt Wasser, welches endlich in eine Bucht oder kleine sandigte Bay abfließt, wo die See gemeiniglich sehr ruhig ist. Es ist also jederzeit hier

bequem zum Ausladen und zum Wasserfüllen, obgleich die Rhede steinigt, und für Schiffe gefährlich ist.

Die Stadt besteht aus zwei bis dreihundert Häusern, von rohen Steinen gebaut. Unter diesen ist ein Kloster und eine Kirche. Ueber dieses haben hier die Barfüßer ein Kloster, welche vermuthlich die einzigen Leute auf diesen Inseln sind, die beständig frischgebaknes gesäuertes Weizenbrod essen, wozu ihnen jährlich das Mehl aus Portugal geschikt wird. Sie haben schöne Gärten, in welchen Salad und die besten Früchte von der Insel stehen. Von dem Bache hatten sie Ableitungen gemacht, um damit ihre Gärten anzuwässern. Von eben diesem Bache ist auch fast zu jedem Hause Wasser geleitet.

Wenn man von den Häusern auf der Spize des Bergs auf die übrigen schließen darf: so sind sie ein Geschoß hoch, und mit Laub oder Aesten von den Cocusbäumen gedekt. Die Fenster haben hölzerne Laden, aber keine Flügel, und sind mit Leim und Stein ausgelegt. Von allen Häusern ist das größte nicht über vier Ellen (Yards) breit, die Hälfte dieses Raums wird von der Thüre eingenommen. Das Hausgeräthe ist der Beschaffenheit des Hauses gemäß.

Die Festungswerke scheinen noch in eben dem

Zustan-

Zustande zu seyn, in welchem sie zu der Zeit des Franz Drake und Anton Scherley gewesen.

Es wird zu besserm Unterrichte des Lesers dienen, wenn wir hier anführen, was Doktor Fryar von seinem Spaziergange vom Ufer auf die Spize des Berges meldet. Er stieg nebst andern an dem Orte, wo man frisches Wasser hohlt, ans Land, und gieng in einen kleinen Wald. Durch eine Thüre in der Mauer, die aus Stein und Leime besteht, und einem Manne bis an die Brust geht, kam er in einen Hof, am Fusse eines Berges, wo eine Compagnie von ihren Soldaten lag. Ihre Flinten, Piken und Fahnen, welche aus Seide mit einem grünen Kreuze und dem Wappen von Portugall gewirkt waren, hatten sie an die Mauer angelegt, welche die Last des Gewehrs gewiß nicht würde getragen haben, wenn sie nicht selbst von einigen Balken gestüzt worden wäre. Die Soldaten hatten Wurfspiesse in der Hand, und lange Degen an der Seite. Sie zogen ihre Hüte vor den Engländern ab, und bükten sich bis zur Erde. Der Berg war sehr steil, und doch ritten zu seiner grossen Verwunderung viele Leute auf Eseln mit Affen hinter sich an den Abgründen herum, wo sonst gewiß niemand als Esel und Gemsen klettern konnten. Auf der Spize des Berges fanden sie eine andere Mauer, und auf dem Thore, welches durchgieng, war ein

Creuz gepflanzt. Sobald sie zum Thore hinauskamen, sahen sie zur linken Hand ein Gebäude, das entweder ein Gefängniß oder ein Soldatenhaus war. Wenn man auf dem Wege fortgieng, der hier ganz eben war: so stund zur rechten Hand auf einem vierekichten Pfeiler ein ander Creuz, zu dem man einige Stufen hinaufstieg. Etwas weiter hin war eine Capelle, welches der Landsiz eines von ihren schwarzen Paters war. Nicht weit davon war an einem bequemen Plaze näher gegen das Ufer zu, die Hauptwache gebaut, aus der ihre Schildwachen abgelöset werden. Auf der Spize des Berges stunden die sechs kleinen Kanonen, und nicht weit davon eine andere Hauptwache, deren schon gedacht worden.

Die Gegend bei der Stadt ist steinigt und bergigt. Weiter einwärts aber soll das Land angenehm, wasserreich, und mit allen Nothwendigkeiten versehen seyn.

Der Grund der Bay ist mit Corallen von allen Arten bedekt, das Ufer ist sandigt und zum Landen bequem.

Die Insel Fuege läßt sich in einer Weite von sieben bis acht Seemeilen aus dieser Rhede sehr deutlich erkennen, und man kann bei Nacht Feuer aus ihrer Spize herausgehen sehen.

Nach dem Berichte des Hauptmanns Philipps brauchet man so viele Vorsicht, daß die Einwohner nicht mit den Schiffen, die hier einlaufen, davon gehen, daß nicht einmal ein Boot auf der Insel gehalten wird. Wenigstens sah er weder hier noch zu Praya eines. Wenn Schiffe in dem Haven sind, so wird aus eben der Vorsicht eine Wache an der See gehalten.

Der größte Theil von den Einwohnern der Stadt sind Portugiesen. In den übrigen Inseln aber verhalten sich die Schwarzen gegen sie wie zwanzig zu eins.

Das Volk hat eine schöne schwarze Farbe, krauses Haar, und eine lange Statur, sind aber tükisch, diebisch und fähig, einem steif ins Gesichte zu sehen, während sie die Tasche abschneiden oder ausleeren.

Doktor Freyar ward von etlichen Einwohnern eingeladen. Die ganze Bewirthung aber, die er fand, war eine Pfeife Tobak. Das Instrument, womit sie schmauchen, wird von dem Geräusche, das es machet, Hubble Bubble genannt. Es ist ein langes braunes Rohr, welches durch eine hohle Cocusschale gestekt wird, die mit Wasser angefüllt ist. Auf der Fläche liegt eine sehr unsaubere Schale, die sie mit ungeschnittenem Tobake vollpfropfen, wo man

so lange saugen kann, als es einem gefällt. Wenn man aber sonst etwas erwartet, so findet man sich sehr in seiner Rechnung betrogen. Ihr ordentlicher Trank ist klares Wasser, und ihr Essen ist eben so ungekünstelt; denn sie behelfen sich mit dem, was die Erde trägt.

Den 16ten des Wintermonats 1585 ankerte Franz Drake zwischen dieser Stadt und Praya, und sezte auf tausend Mann unter dem General-Lieutenant Carlisle ans Land. Als sie auf den Ort anrükten, marschirten sie über den östlichen Hügel in das Thal. Weil die Einwohner entflohen waren: so ward die englische Fahne in das Fort bei der See gepflanzt. Sie blieben hier vierzehn Tage, fanden zwar Lebensmittel, aber keine Schäze. Sie verbrannten endlich die Stadt, um den Tod eines engländischen Knabens zu rächen, den die Einwohner grausamer Weise ermordet hatten.

Nach diesem marschirte im Herbstmonate 1696 Anton Scherley von Praya nach St. Jago, mit zweyhundert und achtzig Mann. Bei dem Anblike derselben konnten sie keinen Weg zur Stadt sehen, als einen sehr engen Pfad einen sehr jähen Berg hinunter, auf dem nur ein einziger Mann auf einmal fortkommen konnte. Die Engländer geriethen über die Stärke des Orts in Schreken, und der Feind erwartete sie

unten im Thale, nur einen halben Musketenschuß weit davon, in der Hofnung sie in die Hände zu bekommen. Weil der General sah, daß ihm der Rükweg abgeschnitten, und sonst nichts zu thun war, so marschirte er beherzt ins Thal, wo er viel Volk einbüßte, weil die Einwohner von beiden Seiten Steine auf die Engländer wälzten. Doch diejenigen, die den Nachzug der Engländer angreifen wollten, wurden so gut empfangen, daß sie des Streitens ein Ende machten, und sich nicht wieder näherten. Von hier aus hatte er noch eine Viertelmeile bis zur Stadt, wo sich ihnen die Pikeniers auf den Gassen widersezten. Als aber ihr Anführer und viele andere getödtet worden, so ergrifen sie die Flucht, und der General kam in Besiz von den beiden niedern Forts und der Stadt, und sperrte die Gassen. Die Portugiesen vermehrten sich auf dreytausend Mann, und griffen die Engländer von neyem an, von welchen sie zerschiedene erschlugen, und grossen Schaden aus dem obern Fort thaten. Die Engländer waren sehr in die Enge getrieben, und wurden von dem obern Fort beschossen, als die Schiffe in die Rhede kamen. Der General aber ließ auf das obere Fort von den Schiffen und aus den untern Forts die Nacht über ein entsezliches Feuer machen. Die Portugiesen glaubten, man wäre willens, es zu bestürmen, und zogen sich hinein, um es zu vertheidigen. Unterdessen zogen sich die Englän-

der zurük in ihre Schiffe, nachdem sie zween Tage und zwo Nächte lang die Stadt im Besize gehabt hatten.

Die Franzosen hatten wenig Jahre zuvor die Insel mit etwa achtzig oder hundert Mann weggenommen, aber nach kurzer Zeit wieder geräumt, nachdem sie alles, was sie finden können, zur Beute gemacht.

Regierung und Handlung von St. Jago. Beschreibung der Stadt Praya.

Diese Insel ist immer in des Königs Händen geblieben. Der Stadthalter von St. Jago hat nicht nur über die andern Inseln, sondern auch über das, was den Portugiesen in Nord oder Ober-Guinea gehört, zu sprechen.

Es ist auch ein Bisthum da, das unter Lissabon steht, woher der Bischof abgeschikt wird, und dieser dienet zugleich für alle Inseln des grünen Vorgebirges. Ausser dem Stadthalter hat auch der Ovidor oder Oberrichter seine Wohnung zu Ribeira Grande. Es ist hier auch der Pallast des Bischofs; ausserdem gehöret ihm ein Landsiz Trinidade, der drey bis vier kleine Meilen von der Stadt liegt. Er schreibt sich Bischof von St. Jago, von allen Inseln des

grünen Vorgebirges, und von allen Küsten von Guinea.

Im Jahre 1689 wurden diese Inseln in bürgerlichen Sachen sowohl, als in Staatssachen, von einem Prälaten regiert. Der Stadthalter von St. Jago war im Jahre 1693 ein Laye. Er wohnte in einem grossen Gebäude, das vorne einen Hof hatte. Gegen die See hatte er einen Erker von Eisenwerke mit einer schönen Aussicht.

Die Stadt St. Jago ist arm, und hat wenig Handlung. Es kommen ausser den Schiffen anderer Nationen ordentlich alle Jahre ein oder zwei portugiesische Schiffe auf dem Wege nach Brasilien hieher. Diese verkaufen ihnen etwas von europäischen Waaren, und verführen dargegen ihre vornehmste Manufaktur nach Amerika, nämlich gestreifte baumwollene Zeuge. Ein anderes Schiff kommt von Portugall hieher, welches Zuker abholet, und damit gerade nach Portugall zurükkehret.

Man kann weder hier noch anderwärts Lebensmittel bekommen, wenn man nicht Erlaubniß vom Stadthalter hat, und alles zahme Vieh wird von ihm allein verkauft.

Die Reisenden kommen darinnen überein,

daß nichts besser hier abgeht, als alte Kleider, die hier mehr einbringen, als baares Geld. Die Einwohner bringen ihr Vieh und ihre Vögel in den Haven, und vertauschen sie gegen alte Kleider, Futterale, Hüte, Messer, Oel, Butter, Käse, und überhaupt alles, was auswärts wächst und zubereitet wird, es mag noch so schlecht und alt seyn als es will. Es ist kein Wunder, daß Butter und Käse zu St. Jago gut abgehen; weil die Einwohner keines von beiden zu machen wissen.

Zu St. Jago war ehemals ein starker Sklavenmarkt, die Sklaven wurden von hieraus unmittelbar nach Westindien gesandt. Jezt aber hat sich dieser Handel anderswohin gezogen.

Praya, oder Playa, heißt auf portugiesisch ein Strand oder Ufer. Diese Stadt liegt drei Meilen ostwärts von St. Jago, und fünfzehn Grade nordwärts, und die Länge ist drei und zwanzig Grade dreißig Minuten von London. Dampier aber macht die Breite vierzehn Grade fünfzig Minuten nordwärts, und die westliche Länge vier und zwanzig Grade sieben und vierzig Minuten von London. Die erste Rechnung scheint die richtigste zu seyn.

Im Jahre 1596, war es eine ganz artige Stadt, mit einem kleinen Forte von sechs bis

acht Kanonen. Vorjezo aber ist es ein armseliger Ort.

Die Häuser sind sehr mittelmäßig, auch sieht man hier Ueberreste eines alten verfallenen Schlosses. Ein kleiner Theil davon steht ausserhalb der Mauer. Auf der Mauer sind sieben bis acht alte eiserne Kanonen ohne Lavetten gepflanzt, die nicht zur Vertheidigung des Orts, sondern blos zur Begrüssung der Schiffe dienen. Der oben erwähnte Manuel Perades plünderte im Jahre 1582 diese Stadt eben sowohl, als St. Jago. Drake verbrannte sie drei Jahre hernach, und Scherley nahm sie 1596 weg. Sie fiel nebst dem übrigen Theile der Insel im J. 1712 den Franzosen in die Hände.

An der Nordwestseite der Bay ist das Ufer kiesigt. Es ist daselbst ein Wäldchen von Cocusbäumen. Durch das Thal geht ein Bach mit frischem Wasser, welcher durch den Sand in die See läuft. Das Wasser ist in grosser Menge, und hält sich sehr gut auf der See. An der Westseite dieser Bay liegt ganz nahe am Ufer eine kleine Insel, die mit Grase bewachsen ist.

Die Rhede ist keine sichere Bedekung für Schiffe: denn ein Kriegsschif kann alle Schiffe aus der Bay wegnehmen, ohne von dem Fort am Lande im geringsten beschädigt zu werden.

Und mit brennenden Schiffen kann man eine ganze Flotte nach Gefallen verderben: die Nacht ist hier stille, und früh geht eine gelinde Landluft. Die Bay ist groß genug, daß hundert Schiffe darinnen sicher vor Anker liegen können.

Hauptmann Philipps wurde des Wassers wegen zu einer großen Höhle in einem Cocusgarten, nicht weit von der See, gewiesen, die er voll Wasser finden sollte. Er fand aber nichts, und war genöthiget, sein Faß in einem Brunnen anzufüllen, der drei gute Kabeltauslängen von der See lag, und von scharfen Steinen umgeben war. Das Wasser war schleimigt, und nur zum Kochen tüchtig.

In Friedenszeiten ist der hiesige Haven selten ohne Schiffe, welche seit langer Zeit gewohnt sind, hier wegen frischen Wassers und Lebensmittel einzulaufen. Dieses geschieht von den englischen, französischen und holländischen Schiffen, die nach der Küste Guinea fahren, von den Holländern auf dem Wege nach Surinam, und der portugiesischen Flotte nach Brasilien, die gemeiniglich zu Ende des Herbstmonats ankömmt. Wenige Schiffe aber laufen auf der Rükreise nach Europa hinein.

Beekmann meldet, daß eine kleine Meile ostwärts von diesem Haven eine andere Bay ist,

die dieser so ähnlich ist, daß man ohne Beobachtung folgender Regeln leicht betrogen werden kann, wie es Beekmann gieng, obgleich sein Untersteuermann und andere mehr schon zuvor daselbst gewesen waren. Es ist aber bei weitem keine so gute Rhede. In jener Bay sieht man die Insel Majo der Bay gegen über in der offnen See liegen. Diese aber hat man in dem Haven Praya schon einige Zeit aus dem Gesichte verloren, ehe man weit genug in die Bay hinein kömmt, daß man Anker werfen kann. Man hat hingegen die Spize der Insel Fuego der Westspize der Bay gegen über, wenn man sich in dem Haven befindet. Dieses scheint der Haven Portate zu seyn. Beekmann fieng, als er zu Praya war, mit Nezen und Angeln eine grosse Menge Fische, als Meeräschen, Börsen, grosse Kropffische, einen Fisch, welcher der Soldat genennt wird, weil er von blutrother Farbe ist, und Schuppen so groß, wie eine halbe Krone hat. Der Gestalt nach ist er einem Karpfen ähnlich. Manche haben achzig Pfund am Gewichte. Man findet hier auch sehr viele Fische von andern Arten.

Das Volk zu Praya ist wegen seines Stolzes und seiner Faulheit merkwürdig. Ihre Nachlässigkeit ist so groß, daß, obgleich die Insel an sich selbst fruchtbar ist, so machen sie sich doch ihre Fruchtbarkeit nicht zu Nuze. Und ihr Stolz

ist so groß, daß, wenn man einen armen Kerl, der kaum zu leben hat, fraget, wer er sey? so wird er ohne Anstand antworten: er sey ein naher Anverwandter eines portugiesischen Edelmanns. Er oder seine Vorfahren wären aus ungerechtem Verdachte hieher verbannt worden. Ueberdieses wird er auch gewis ein Officier seyn; denn die meisten von ihnen sind Obersten, Hauptleute oder Lieutenants, und doch erniedrigen sich diese grossen Herren so weit, daß sie Kleider tragen, welche Fremde abgelegt haben. Die ordentliche Tracht des Volks besteht hier wie anderwärts aus indianischen Barrafools, einer Art von Zeuge. Ueber den Achseln haben sie einen dünnen Zeug. Die Weiber sind sehr luderlich.

Es ist kein Wunder, daß so große Faulheit von solchem Bettelstolze und Armuth begleitet wird, und so dürftig das Volk ist, so sehr ist es der Stadthalter selbst. Dieser Mangel machte den Schiffszwiebak den Einwohnern eben so angenehm, als frische Speisen den Seeleuten nach einem Sturme zu seyn pflegen.

Alle Schiffer, die an diesem Orte gewesen sind, geben den Prayanern ein noch größeres Laster Schuld, als diejenigen sind, die wir schon berührt haben, daß sie nämlich der Dieberei sehr ergeben sind.

Beekmann erzählet eine besondere Art von Betrügerei, die sie bei dem Viehhandel ausüben. Sie bringen sie entweder an den Hörnern oder an dem Fuße, mit verfaulten Striken gebunden. Wenn sie dieselben überliefert, und den Preiß an Geld oder andern Waaren empfangen haben: so machen sie ein entsezliches Geschrei. Darüber fängt das Vieh, das nach des Verfassers Anmerkung vor einem weissen Gesichte überhaupt schon scheu ist, an, zu springen, bis der Strik in Stüken geht, oder bis er sich aus der Hand dessen, der es hält, mit Gewalt losreißt, und alsdann läuft es ins Gebirge, wo es herkommen ist.

St. Felipe, St. Philipp oder Fuego.

Diese Insel ward am ersten Mai von den Portugiesen entdekt, welches zugleich der St. Philipps und Jakobs Tag ist. Und wie St. Jago ihren Namen von einem Heiligen hat, so hat diese Insel ihren Namen von einem andern angenommen. Majo aber ist von dem Monate benennt worden, in welchem man alle drei zu gleicher Zeit entdekt hat. Dem unerachtet führet St. Philipps gemeiniglich den Namen Fuego oder Feuer.

Was die Lage anbetrift, so liegt ihre Nordostspize sechzehn Seemeilen von der Spize Terrafall in der Insel St. Jago. Diese beiden Spi-

zen liegen gegeneinander Westsüdwest und Ostnordost. Sie ist in der Breite von funfzehn Grad zwanzig Minuten nordwärts, und der westlichen Länge von sechs Grad vier und funfzig Minuten, vom grünen Vorgebirge.

Der Schiffshauptmann Roberts bemerket, daß, weil die Insel St. Philipps und St. Johannis sehr klein sind, und von englischen Schiffen gar nicht besucht werden, so wären auch die Seekarten in Ansehung ihrer sehr unvollkommen. Die Seefahrer und Lootsmänner von diesen Gegenden fehlten in allen Stüken eben so sehr oder noch mehr, als diese, indem sie beide Inseln als sehr gefährlich vorstellten, und vorgaben, daß St. Philipp insbesondere wenig oder gar keine Einwohner hätte, und daß die Rheden und Ankerpläze sehr schlimm wären, welches der Verfasser falsch befunden hat.

Diese Insel ist viel höher, als die andern von dem grünen Vorgebirge, und gleichsam ein einziger Berg, der in der Mitte eine Spize macht. Diejenigen, welche die Insel umsegeln, bekommen kein Thal zu sehen, sondern es scheint alles ein einziger Berg zu seyn. Die Thäler sehen nicht anders als Rinnen aus, welche das Wasser ausgehöhlt, das zur Regenzeit von den Gebirgen läuft. Wenn man aber vom Lande ist: so wird man gewahr, daß diese Rinnen tiefe Thäler, und zu ihren Seiten hohe Berge sind.

Die vornehmsten Berge zu St. Philipps sind der Piko, welcher Feuer speyt, und ein anderer hoher Berg, der sich über die Insel von Südost nach Nordwest erstreket, und dem Piko an Höhe wenig nachgiebt. Er macht die Gränze von der Gerichtsbarkeit des Hauptmanns de Mountainhu.

Der Piko oder feuerspeiende Berg, von welchem die Insel den Namen Fuego hat, ist ein sehr hoher Berg, der in der Mitte liegt. Der Gipfel desselben ist mit etlichen Reihen Wolken bedekt, die ihn auf beiden Seiten, eine unter der andern, umgeben. Dieser Berg stößt beständig Feuerflammen aus dem Gipfel hervor, welche aber nur zur Nachtzeit zu unterscheiden sind, alsdann kann man ihn sehr weit in der See sehen.

Der Schiffshauptmann Roberts, der selbst auf der Stelle gewesen, sagt, es sey fast unglaublich, was für ungeheure Steine, und wie so sehr hoch sie ausgeworfen würden. Das Getöse der Steine, wenn sie niederfallen, in Stükken brechen, oder herabrollen, kann leicht bei stiller Luft acht bis neun Seemeilen weit gehört werden. Der Schall, wenn sie in die Luft geworfen werden, ist wie der Schall einer Carthaune oder vielmehr des Donners. Die Einwohner erzählten ihm, sie hätten öfters den Schwefel

wie Wasser von dem Berge herunterströmen sehen, und sie hätten soviel Schwefel sammeln können, als sie gewollt hätten. Sie gaben ihm gleichfalls verschiedene Stüke davon, welcher aber dem gemeinen Schwefel sehr ähnlich war. Nur war er von einer viel hellern Farbe, und gab eine viel hellere Flamme, wenn er brannte.

Roberts füget hinzu, daß dieser Berg manchmal eine solche Menge Asche mit Steinkohlen untermischt auswirft, daß sie die herumliegenden Gegenden bedekt, und die Ziegen davon erstiken. Dieser Umstand wird von andern glaubwürdigen Schriftstellern bekräftigt.

Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß diese Insel bei ihrer ersten Entdekung keinen feuerspeienden Berg hatte. Es hat auch im Anfange nirgends darauf gebrannt. Der Berg ist seit dem Ausbruche des Feuers gewachsen, und hat nach Erzählung der alten Leute bei ihren Lebzeiten merklich zugenommen.

Was den Ursprung dieses feuerspeienden Berges anbetrift: so haben die Einwohner zu St. Philipps eine Sage unter sich, die nicht allzuvortheilhaft für ihre Priester ist, die sie aber feste glauben. Sie sagen, die ersten Einwohner dieser Insel wären zwei Mönche gewesen, welche sich entschlossen hätten, ihren Wohnplaz allhier auf-

aufzuschlagen, um ihre übrigen Tage in der Einsamkeit zuzubringen. Ob diese Mönche Mineralisten, Metallisten oder Alchymisten gewesen, das weiß Roberts nicht zu sagen. Die Historie aber meldet, sie wären Zauberer gewesen. Dem sey wie ihm wolle; sie fanden eine Goldader, und schlugen dabei die Wohnung auf. Nachdem sie genug von diesem kostbaren Metalle gesammelt hatten; beschlossen sie, ihr Einsiedlerleben aufzugeben, und mit dem ersten Schiffe nach Europa zu gehen. Weil aber der eine von ihnen, der sich für den Herrn hielt, über die Hälfte zu seinem Antheil haben wollte: so ward die Verbitterung so heftig, daß sie Zaubereien brauchten, um einander wechselsweise zu schaden. Sie zauberten so lange, bis sie die ganze Insel in Flammen sezten, worinnen sie beide untergiengen. Das Feuer löschte darauf aus, den Ort ausgenommen, wo jezt der Piko steht, welcher seit der Zeit beständig gebrannt, und Steine ausgeworfen hat.

Da diese Insel gar keine fließende Bäche, und überhaupt an sehr wenig Orten frisches Wasser hat; so, daß an manchen Orten die Einwohner etliche Meilen darnach gehen müssen; so ist sie doch noch fruchtbar genug an Kürbissen, Wassermelonen, Feshun und Maiz. Weil es aber weder Wasser noch niedrige Thäler hat; so trägt

es keine Bananas, Plantanen, und fast gar keine Baumfrüchte, außer wilden Feigen.

In einigen Gärten haben sie wenige Guavabäume gepflanzt; wie auch saure Pomeranzen und Limonien, Datteln und eine Art saure Aepfel. Hin und wieder stehen auch gute Weinstöke, woraus sie etwas wenigen mittelmäsigen Wein machen. Sie trinken ihn ordentlich weg, ehe er sich gesezt hat.

Das Land ist gegenwärtig ganz angebaut, die Gegend um den Piko, und das grosse hohe Gebirge ausgenommen, welches die Insel in der Queere durchkreuzet. Die Portugiesen, die sie zuerst bewohnten, brachten schwarze Sklaven, und Kühe, Pferde, Esel und Schweine mit. Der König ließ auch Ziegen herbringen, welche wild in den Gebirgen herumirrten. Was aus den Häuten gelöset wird, ist der Krone vorbehalten, und derjenige, der über diese Einkünfte die Aufsicht hat, wird Hauptmann der Gebirge genannt. Niemand untersteht sich, ein solches Wild ohne seine Einwilligung zu tödten.

Man rechnet, daß sie wenigstens drei bis vierhundert Seelen in sich fasset. Roberts erzählet, diese Insel hätte viele Jahre lang nach ihrer Entdekung unbewohnt gelegen, bis der König von Portugall kurze Zeit hernach, nach-

dem das Feuer überall, ausser auf dem Piko, erloschen, allen seinen Unterthanen, die geneigt wären, sich hier niederzulassen, das Land, das sie anbauen würden, für sich und ihre Erben auf ewig verheissen hatte. Es hätten sich demnach verschiedene Leute hieher begeben, und sich niedergelassen. Weil aber die Gewohnheit von St. Jago hier auch im Gebrauche ist, den Schwarzen bei dem Tode die Freiheit zu schenken: so verhalten sich diese der Anzahl nach gegen die Weissen wie hundert zu eins. Es ist auch wahrscheinlich, daß einige freigelassene Schwarzen von St. Jago sich hier niedergelassen haben, und daß bei dem Verfalle der Handlung verschiedene Portugiesen diese Insel verlassen, wie sie zu St. Jago gethan haben.

Die freien Schwarzen haben meistentheils das ihrige von den Weissen zur Lehn, welche das meiste Land inne haben, besonders an der See. Manche Weissen haben dreißig bis vierzig Sklaven, und manche von den freien Schwarzen haben auch Sklaven, welche sie für baumwollene Waaren erhandeln, die bei ihnen statt der Münze gelten, wie ehemals völlig, und jezo noch zum Theile der Tabak in Virginien und Marialand waren. Ein Stük Zeug hat bei ihnen den Werth von tausend Realen.

Die meisten Einwohner zu St. Philipps sind

römisch katholischer Religion. Durch die Schwarzen in den Gebirgen ist etwas heidnischer Aberglaube mit der katholischen Religion vermischt worden.

Die Einwohner pflanzten ehemals Baumwolle in Menge. Und unter allen Inseln des grünen Vorgebirges ward allhier der stärkste Handel mit baumwollenen Zeugen getrieben. Es pflegten auch hier die Portugiesischen Schiffe von Europa ihre Ladung an Barrafools nach Guinea einzunehmen. Doch bei der leztern Dürre sind alle ihre Baumwollenstauden einigermassen vertroknet. Und was zuvor die stärkste ausgehende Waare von der Insel gewesen war, das wird nunmehr häufig hineingeführt. Wegen der Seltenheit der Baumwolle hier und zu St. Jago, haben die Portugiesen in Europa einen Befehl ausgewirkt, daß niemand auf diesen Inseln Baumwolle an jemand anders verkaufen darf, als an portugiesische Unterthanen: denn sie hörten, daß die franzosischen Schiffe, welche ehemals hieher handelten, sie aufzukaufen pflegten. Ein gleiches thaten auch die Engländer und Franzosen zu St. Jago. Dieser Befehl wird von den Zolleinnehmern zu St. Jago sehr scharf beobachtet; zu St. Philipps aber bekümmert man sich nicht viel darum, weil diese Insel keine Abgaben hat, und also kein Zollhauß daselbst ist.

Seit dem Verfalle des Baumwollenhandels haben sie den Portugiesen, die hieher handeln, sehr viele Sklaven verkauft. Sie bemühen sich aber, jene Handlung von neuem empor zu bringen, und pflanzen Baumwolle. Aus Mangel an gehörigem Regen aber wächst sie nicht so gut, als sonst.

Sie hatten auch sonst einen guten Handel mit den Franzosen mit Mauleseln, welche sie in grosser Menge zogen und wohlfeil verkauften. Die Dürre aber hat sie fast alle mitgenommen; und wie sie Robertsen sagten, so waren vor sechs Jahren nicht mehr, als zween Maulesel auf der Insel gewesen. Seit einiger Zeit haben sie sich von neuem beflissen, dergleichen Thiere zu ziehen, und sie wünschen sich nur, daß europäische Schiffe kommen, und sie ihnen abkaufen möchten. Es mag aber seyn, daß die Franzosen bessere Gelegenheit zu Maulthieren gefunden haben, oder daß ihre Inseln in Westindien nicht mehr so viele benöthiget sind, als sonst, oder, daß sie zur Zeit noch nicht wissen, daß sie wieder, wie sonst, zu bekommen sind: kurz, seit der Zeit, daß die Maulesel der Insel abgegangen sind, hat sich kein französisches Kaufmannsschif wieder sehen lassen, daselbst zu handeln.

Sie haben grosse Lust, mit den Engländern zu handeln.

In den Nordwest-West-und Südgegenden ist das Ufer von dieser Insel rein. In den Gegenden aber von Südost, Ost und Nordost ist es voll Klippen. Doch liegen diese Klippen nicht über eine kleine Meile weit vom Ufer. Sie liegen auch nicht dichte beisammen; sondern hier und da, manche über und manche unter dem Wasser, einen Felsen ausgenommen, der vier Meilen weit in der See von dem nordlichen Ende der Insel liegt, und über den, wie man Robertsen berichtete, zwölf bis vierzehn Fuß Wasser gehen. Wenn es stark wehete, so hat er die See sich über demselben brechen sehen, sonst aber nicht. Er ist nicht groß, und die See ist rings herum rein.

St. Philipps hat nicht viele Pläze zum ankern, und es sind nicht mehr als zween Orte, wo ein Schif liegen kann: denn Villa la Ghate und zwei bis drei andere Pläze ausgenommen, ist die ganze Küste voll hoher und steiler Felsen, so, daß man nirgends ans Land kommen kann.

Die bekannteste Rhede ist Fonte de Villa, welche der Stadt gerade gegen über ist. Sie ist sandigt, ausser wenn ein starker Nordwind wehet, welcher oft den Sand wegfuhret, daß die Felsen im Grunde blos stehen. Dieses geschieht im Wintermonate, Christmonate und Jenner, und alsdann liegt man hier nicht so sicher, als

bei der Sandspize von Nossa Singora, welche südwärts von der Stadt liegt. Auf der Südseite derselben liegt die Kirche von Nossa Singora auf einem Berge. Und daher haben die Bay und die Erdzunge ihre Namen. Diese Kirche hat einigermassen das Ansehen einer Scheuer. Auswendig sehen die Mauern so weiß aus, als ob sie nur erst geweisset wären. Das Dach ist von rothen Ziegeln, womit auch viele Häuser in der Stadt gedekt sind.

Bei der Spize Nossa Singora kann man vor einem Nordwinde gut vor Anker liegen, noch besser aber, wenn die Monsons gerade aus Nordost oder Nordost gen Nord wehen. Der Grund ist rein und sandigt, ausser wenn die Südwinde stark wehen, oder manchmal wenn die See gegen Süden anläuft, welches jezuweilen, im Brachmonate, Heumonate, August und Herbstmonate geschieht, wenn diese Winde nicht völlig an die Insel hinanreichen. Dagegen wehen sie in der ofnen See, und spielen den Sand vom Grunde der Felsen weg, wie der Nordwind und die See zu Fonte de Villa thun.

Man kann in beiden Rheden von vierzehn bis zu zehn Faden Wasser im reinen sandigten Grunde ankern, in den vorhin gemeldten Fällen ausgenommen. Weiter südwärts ist eine kleine sandigte Bay, bei einer kleinen Spize von nie-

brigen gebrochenen Felsen. Gerade gegen über ist eine Rinne, die das Wasser gemacht hat, das zur Regenzeit herabstürzet. Hier ist gut anländen, und gut vor Anker liegen, weil die Meerwellen gar nicht hoch gehen. Ueber dieses hat man ganz nahe Wasser, welches an den zwei andern Orten nicht ist, wo auch gemeiniglich das Wasser sehr hohe Wellen am Ufer wirft. Man muß der Bergrinne gerade gegen über ankern; denn wenn man entweder nordwärts oder südwärts davon ankert, so hat man bösen Grund. Es ist auch nicht für zwei Schiffe auf einmal Raum daselbst vorhanden.

Diesen Ort halten wir für Laghate, sowohl wegen der übereintreffenden Umstände, als auch wegen der Nachricht, die Roberts anderswo davon giebt, da er sagt, es sey eine kleine sandigte Bay, wo man mit einem Boote anländen und ans Ufer waden könnte, und wo die See sehr ruhig wäre. Oberhalb des Windes liegt ein Felsen oder Vorgebirge, das die Bay so stille macht, weil die Jahrszeitwinde selten so weit ans Ufer reichen. Es ist meistentheils stille, außer Nachmittags vor und nach 4 Uhr. Alsdann wehet eine schwache Süd- oder Südwestluft, bis Abends um 6 oder 7 Uhr. Darauf wird es wieder ruhig bis früh Morgens um 1 oder 2 Uhr. Da erhebt sich eine leichte Luft aus Süden, ohne jedoch die See zu bewegen.

Die meisten Weissen leben nebst dem Stadthalter zu Villa. Doch haben die meisten von ihnen Häuser auf dem Lande, wo sie ihre eigenen Güter haben, die sie durch die Sklaven anbauen, und woher sie ihre Lebensmittel nehmen. Die Einkünfte von dem angebauten Lande, das sie den Schwarzen überlassen, bestehen meistentheils in baumwollenen Zeugen. Seit der Zeit ihre Baumwollensträuche verdorrt und meistentheils eingegangen sind, haben die Eigenthümer ihr Land mit Schweinen, und Federvieh anfüllen müssen, oder was die Schwarzen sonst für Arten von Thieren aufbringen konnten.

Der Stadthalter zu St. Philipps war ein Portugiese, und war ehemals Befehlshaber, oder wie sie ihn nennen, Capitain Major, eines Forts oder einer Faktorei gewesen, die dem Könige von Portugall auf der Küste Guinea zugehöret.

Die Insel St. Philipps oder Fuego ward im Herbstmonate des Jahres 1596. von Anton Scherley weggenommen. Dieser mußte lange suchen, ehe er einen bequemen Ort zum Einlaufen finden konnte, und darauf konnte er seine Mannschaft nicht ohne viele Schwierigkeit ans Land sezen. Der Verfasser seiner Reise bemerket, daß sie außer dem Wasser nichts, als anstekende Krankheiten, bekommen haben.

Die Insel St. Juan oder Brava.

San Juan oder St. Johannis liegt in der Breite von 15 Grad 25 Minuten nordwärts, und in der westlichen Länge von 7 Grad 2 Minuten vom grünen Vorgebirge; und die Villa St. Philipps liegt sechs Meilen von Fuurno gegen Ostwärts. Sie wird auch Brava genannt, welches soviel heißt als wild, vielleicht weil sie so lange unbewohnt geblieben ist.

Diese Insel ist ein sehr hohes Land. Die Gebirge erheben sich übereinander wie Pyramiden. Weil es aber so nahe bei der Insel St. Philipps liegt: so scheint es in Vergleichung dieser nur niedrig zu seyn. Es ist fruchtbar an Kürbissen, Wassermelonen, Potatos, Bananas, Maiz und Feshun, so gut als irgend eine von den Inseln des grünen Vorgebirges. Es hat auch Kühe, Pferde, Esel und Schweine.

Franklin sagte dem Verfasser, die ganze Insel wäre ein unfruchtbarer Fels, der hin und wieder Rizen von Thälern hat, die mit einer dünnen Erdrinde überzogen sind, wo Bananas, Potatos und Kürbisse sehr gut gerathen. Sie hätten Feshunen und wilde Feigen in Menge, welche sie zum Essen brauchten. Es wüchsen auch sehr viele Papays daselbst, und diejenigen, die sich die Mühe nähmen, Maiz zu pflanzen,

hätten Getraide genug. Sie wären aber sehr zum Müßiggange geneigt, daher sie in grosser Armuth blieben. Einige von den Einwohnern hätten Kühe, Pferde, Esel und Schweine; besonders von den leztern hätten sie einen großen Ueberfluß, weil sie sonst selten welche als an ihren Festtagen brauchten. Es wäre eine ansehnliche Menge Ziegen vorhanden gewesen, die aber eingegangen.

Die Freiheit, diese leztern zu tödten, gehöret dem Stadthalter ganz allein. Dieses ist geschehen, um zu verhüten, daß das Geschlecht nicht untergehen möchte. Es darf niemand Jagdhunde halten, außer den Caußadors, welche darzu von dem Stadthalter Erlaubniß haben.

Wenn der Stadthalter Lust hat, eine allgemeine Jagd anzustellen, so werden alle Insulaner aufgefordert, und alle Jagdhunde zusammengebracht. Sie sind ein Mittel von Spür- und Windhunden, und den englischen Windhunden, die von gemeinen Hunden gebohren sind, nicht unähnlich. Sie haben aber kürzere Beine, und sind diker, und haben grosse lappichte Ohren.

Nach der Jagd kommen sie alle zusammmen, und der Stadthalter theilet ihnen etwas von dem Wildprete nach seinem Gefallen aus, und schiket das Uebrige nach Hause. Dieses theilet er her-

nach unter die Alten und Dürftigen aus, wie auch einen Theil von den Häuten. Die übrigen hebt er für den Herrn des Landes auf.

Sie hatten eine Erzählung unter sich, daß der König von Portugall vor einiger Zeit ihre Insel an eines von seinem Hoffrauenzimmer verschenkt hätte. So viel ist gewiß, daß die meisten Bokhäute in eine Casa de Fazendo oder Waarenlager, das zu diesem Ende erbaut war, für sie beilegten, welches geschehen ist, seit der Zeit sie von den Portugiesen hieher gebracht worden, und da haben sie schon so lange gelegen, daß viele davon zu Staube verwandelt worden. Wenn der Stadthalter für sich jaget, oder seine Bediente aussendet: so geht er mit dem Wildprete und den Häuten nach seinem Gefallen um. Und dieses ist das gröste Vorrecht und der wichtigste Vortheil, den er hat.

Das Fleisch von den Ziegen, wie auch von dem andern Viehe, zu St. Johannis ist sehr mager. Denn da der Verfasser am Talge Mangel hatte, die Rizen in seinem Boote zu verschmieren, so ließ der Stadthalter, der das Werk zu fördern suchte, eine allgemeine Jagd anstellen, um ihm solchen zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit wurden vierzig Ziegen geschossen, welche, da es in der unfreundlichen Jahrszeit war, nicht mehr als vier bis fünf Pfund

Unschlitt gaben, und noch darzu war auf die Hälfte nicht zu gebrauchen. Ja auch die fetteste Kuh des Stadthalters, die ganz gut zu essen war, gab nicht mehr, als ungefähr so viel.

St. Johannis hat unter allen Inseln des grünen Vorgebirges den meisten Salpeter. Er wächst in einigen Hölen von Erde, und überdeket die ganze inwendige Seite derselben wie ein diker Reif, an manchen Orten auch wie Eiszapfen. Er hängt auch manchmal in hohlen Felsen Strichweise, so dik wie eines Mannes Daum.

Robert stellte allerhand Versuche mit den Erden von dieser Insel an, und zog aus manchen $\frac{3}{32}$ und von andern $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{32}$ Salpeter heraus. Er fand in den meisten Felsen sehr viel von diesem Minerale; und wie er glaubte, so waren sie vom Salpeter verkittet; denn zur Regenzeit zerbrökelten sich die Steine, und wurden zu Staube, weil die feuchte Luft das Salz auflöset.

Roberts ist der Meinung, diese Insel habe viel Kupfer, und vielleicht noch feinere Metalle, und hiervon führet er seine Ursachen an. Er merket an, daß verschiedene Sauerbrunnen daselbst sind, die beinahe der Säure eines noch etwas wäßrichten Vitriolöls beikommen. Die-

ses versuchte er, da er ein reines Messer hineinlegte, und in einer halben Minute war es über und über mit Kupfer bedekt, welches der Goldfarbe sehr nahe kam. Wenn man es etwas länger liegen und hernach troken werden ließ; so war es als Schuppen oder Staub abzuschaben. Und wo man auf dem Messer gekrazt hatte, sah es nicht anders aus, als ob es geäzt wäre. Einige von diesen Wassern pflegen ein Messer geschwinder mit Kupfer zu überziehen, als andere, und die Säure nimmt nach Verhältniß ab, nachdem das Wasser von der Quelle entfernt ist.

Man findet verschiedene Arten von schwerem Sande und Erden. Manche sind von einem blaulichten, manche von einem purpurrothen Schwarz. Andere haben eine helle, andere eine dunkelrothe Farbe. Manche übertreffen das Eisen an Schwere, und sind nur etwas weniges unter dem Bleye.

Als er einsmals auf dem Felsen an der Südseite der Insel kletterte: so erblikte er einen Felsen, der in der Ferne im Sonnenscheine wie Gold glänzte, und in der Nähe sah er aus, als ob er stark vergoldet wäre. Er rieb mit der Hand daran; es gieng aber nichts ab, und als er mit dem Messer schabte, fand er es so dünne, daß er kaum etwas aufbehalten konnte. Drunter hat-

te der Fels eine schwärzliche Farbe, und er war nur da verguldet, wo das Wasser bei dem Regen vom Gebirge herabstürzte.

Weil er noch einen andern Felsen gewahr wurde, der vom Golde glänzte: so gieng er hinzu, und fand ihn voll goldner Fäserchen, manche so fein wie Haare, und manche in der Dike einer ordentlichen Nadel. Er riß mit dem Messer etwa eine Drachme ab, die, soviel er mit den Augen sehen konnte, dichtes Gold war. Er bekam ein kleines Stükchen, wie ein kleiner plattgeschlagener Drat, etwa einen halben Zoll lang, indem er schnitt und das eine Ende in die Höhe hob. Weil er nichts mehr aus dem Felsen heraus bekommen konnte, indem die Ader tiefer hinein gieng: so war er genöthiget, es abzubrechen, da er es drei bis viermal vor- und rükwärts bog. Weil ihm das Messer über dem Versuche zerbrach, so hörte er auf, und kehrte zu seinen Begleitern von den Schwarzen zurük, ohne ihnen etwas von dem, was er gesehen hatte, anzuzeigen. Doch kurze Zeit zuvor, ehe er die Insel verließ, sagte er dem Stadthalter etwas davon. Er vermied aber die Gelegenheit, es ihm selbst zu zeigen. Und weil niemals einer von den Einwohnern den Ort bemerkt hat: so zweifelt er, ob sie es jemals gefunden haben. Man findet auch hier das Beur d'Ore, dessen in der Beschreibung von St. Jago gedacht worden,

aber nicht in solcher Menge, ob es gleich eben so sehr glänzet, und eben so sehr das Ansehen des Goldes hat.

St. Johannis hat viele Fische, besonders bei den kleinen Inseln herum, wohin auch einige Schildkröten kommen, wenn sie ihre Zeit zum Eierlegen haben. Aber hier suchet man sie eben so wenig zum Essen, als zu St. Philipps oder zu St. Jago; da sie hingegen in allen andern Inseln für die wohlschmekendste Speise gehalten werden, wie sie auch nach Roberts Urtheile in der That sind. Franklin meldete ihm gleichfalls, daß das Angeln die vornehmste Beschäftigung der Einwohner wäre. Aus dieser Ursache versäumten sie keine Gelegenheit, wenn ein Schif in dieser Gegend verunglükte, oder sonst hieher käme, soviel als möglich, von Eisen, Drath und dergleichen zu bekommen. Es wäre ein alter Mann, der zu St. Philipps gebohren worden, auf dieser Insel, der einen Hammer und drei bis vier Feilen hätte. Mit diesen und mit Hülfe der Kohlen von dem wilden Feigenbaume könnte er aus einem alten Nagel einen Fischhaken schmieden. Dagegen bekäme er einen andern Nagel und einen Fisch zum Geschenke, wie er ihn haben wollte. Die Fische wären so gierig, daß man sie mit einem gekrümten Nagel fangen könnte.

Es ist merkwürdig, daß fast alle Fische in dieser Gegend grosse und scharfe Zähne, mehr wie Raubthiere auf dem Lande, als wie Fische haben. Die Einwohner bemühen sich daher, sie gleich im Maule anzuhäkeln, damit sie die Schnur nicht zerbeissen, welches sie zu thun pflegen, wenn sie die Angel verschlukt haben. Die Anlokung besteht in Krebsen, Muscheln oder andern Fischen mit harten Schalen. Sie machen auch nach Gelegenheit einen jeden Fisch, den sie fangen, zur Lokspeise. Krebse aber sind die sicherste.

Weil Hauptmann Roberts sich öfters damit ein Vergnügen machte: so hatte er Gelegenheit, zu seh n, wie die Einwohner ihr Salz bekamen. Dieses ward von der Sonnenhize aus dem Seewasser gemacht, das in den Felslöchern geblieben ist. Manches wird durch ein Sprüzwasser in die Höhe geworfen. Manches aber bleibt von der hohen Fluth zurüke stehen; und wenn das Wasser nicht allzutief ist, wird es alles vor der nächsten Fluth zu Salze. Er hat es sogar zwei Fuß hoch liegen sehen; und in einer Höle, die nicht über fünf bis sechs Ellen ins Gevierte war, sind vier Scheffel gefunden worden.

Bei dieser Gelegenheit saget eben der Schriftsteller, er sey geneigt zu glauben, daß in manchen Felsen eine gewisse Eigenschaft seyn muß,

welche etwas dazu beiträgt, oder in andern verhindert, daß sich das Salz körnet: denn wenn das Wasser ausgedunstet war, hat er auf einigen nichts, als einen Bodensaz, wie von schlammichtem Wasser, gefunden, der aber sehr salzigt gewesen; und manchmal hätte auf dem Bodensaze eine dünne Rinde wie Cremor Tartari gelegen, die aber ausserordentlich salzigt, und sogar beizend gewesen. Dahingegen andere Felsen so viel Salz geben, als der dritte oder vierte Theil des Wassers austrägt, der in den Hölen gewesen.

Die Einwohner pflegten das Salz erstlich zu sammeln, und Abends die Fische, die sie gefangen hatten, auszunehmen, in Stüken zu schneiden, und einzusalzen. Die Nacht über ließen sie dieselben haufenweise im Salze liegen, und des Morgens wurden sie in die Sonne gelegt, um zu troknen. Sie waren fertig, ihre Fische zuzurichten, wenn sie nur hungerten. Dieses geschah aber selten des Tages öfter, als einmal, gegen Abend, wenn sie mit dem Fischen fertig waren. An ihren gewöhnlichsten Fischerplätzen liessen sie insgemein einen irdenen Topf stehen: denn sie kochen ihre Fische am liebsten der Brühe wegen, welche sie höher schäzen, als diejenige, die von Fleisch gemacht wird.

Die Baaleas, eine Art von Wallfischen,

oder Grampussen, kommen zu ihren gewöhnlichen Zeiten, da sie sich paaren, an die Insel Malo, noch mehr an St. Jago, und am meisten nach St. Johannis. Roberts hat drei Tage nach einander ein Männchen und ein Weibchen in dem Haven Fuurno spielen sehen. Sie giengen beständig alle Nächte in die See hinein, und kamen des folgenden Morgens um acht oder neun Uhr wieder ans Land. Sie liegen und schlafen ein bis zwo Stunden lang bei einander im Wasser, wie ein Schiff ohne Maste, das auf dem Boden umgestürzt ist. Zu dieser Zeit würde es leicht seyn, in einen von beiden, oder in alle beide eine Harpunne zu werfen. Das Männchen ist etwa nur halb so groß als das Weibchen. Diese Baaleas sind an der brasilischen Küste sehr gemein, wo man sie fast auf eben die Art fängt, wie die grönländischen Wallfische, und Thran aus ihnen machet.

Einige von diesen Leuten behaupten kühn, der Ambra wäre der Saame von diesem Fische, den er zur Zeit, wenn sie sich paaren, ins Wasser fallen liesse. Es wäre im Anfange wie Gallert und weißlicht. Er erlangte aber mit der Zeit seine dunkle Farbe und seine Härtigkeit von dem Herumschwimmen auf dem Wasser. Der erste Saame wäre weiß und durchscheinend, und behielte auch diese Farbe bei der Verhärtung. Roberts hat solchen weissen Saamen gesehen;

er weiß aber nicht, ob seine weisse Farbe oder sein Ursprung den angegebenen Ursachen zuzuschreiben ist.

Ehemals ward sehr viel Ambra bei dieser Insel gefunden, jezt aber sehr wenig. Man sagte, vor dreißig Jahren hätte ein gewisser Portugiese, Namens Juan Carneira, welcher Verbrechens halber von Lissabon hieher verbannt worden, mit einer kleinen Schaluppe auf diesen Inseln gehandelt, und ein Stük Ambra von unglaublicher Größe gefunden. Damit hätte er sich nicht nur die Freiheit verschaft, vor der bestimmten Zeit in sein Vaterland zurükzukehren; sondern auch noch ein ansehnliches Gut gekauft. Der Fels zwischen den beiden Inseln, bei welchen er es gefunden, wird noch nach seinem Namen genennt.

Die Anzahl der Einwohner soll sich nicht auf zweihundert Seelen belaufen. Es sind lauter Schwarze, meistentheils unschuldig und unschädlich, und eben so unwissend und abergläubisch, als die auf den andern Inseln. Andere erheben mit vielem Lobe ihre sittlichen Tugenden, vornemlich ihr liebreiches Wesen, ihre Entfernung vom Stolze und ihre Gastfreiheit. Man kann sie nicht mehr beleidigen, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Besonders ist ihre Ehrerbietung gegen das Alter nachahmenswürdig: denn

sie ehren ihre alten Leute, sie mögen seyn, von welchem Stande sie wollen.

Die Fische machen einen grossen Theil ihrer Speise aus, besonders die Brühe, die sie sehr hoch schäzen, und als das beste Essen bei dem Fieber vorsezen. Sie haben gleichfalls die Gewohnheit, Kürbisse in Fischbrühe einzuschneiden, und sie zu einem Brey kochen zu lassen. Gerichte wird von Maiz und Manjokmehl gemacht. Wenn man diese Zusammensezung bäkt, so wird gutes Brod daraus.

Sie haben auch einen Kuchen mit Namen Kuskus. Von gestampftem und im Wasser zu einem Pudding gekochtem indianischem Korn. Dann wird es in Stüken geschnitten, und an der Sonne getroknet. Wenn es wohl getroknet ist, hält es sich einige Monate, und ist einer Art von Brodte ähnlich, welche jedoch viel gröber ist, als das für die Bootsleute. Hiermit kann man sich auf den Nothfall bis nach Barbadoes behelfen.

Diese Insel ist nicht über zweihundert Jahre lang bevölkert. Sie ward viele Jahre lang nur von zwei schwarzen Familien bewohnt, bis sechzig Jahre hernach oder 1680 als der Hunger zu St. Philipps tobte, einige von den ärmern Schwarzen sich mit einem portugiesischen

Schiffe nach St. Johannis übersezen liessen. Diese wurden von den Schwarzen mit Freuden aufgenommen, die ihren Vorrath von Ziegen, Kühen und Schweinen sehr vermehrt hatten. Und weil sie hörten, daß die neuen Ankömmlinge von den Portugiesen aus blossem Mitleiden übergesezt worden, damit sie nicht verhungern möchten, erboten sie sich von freyen Stüken, zu Vergeltung dieses Liebesdienstes das Schiff mit Schweinen zu beladen. Dieser Abgang machte den Vorrath von Schweinen so dünne, daß nur noch wenige auf der Insel zurükblieben. Diese wurden theils geschlachtet, theils zahm gemacht. Denn die Schwarzen von St. Philipps führten bald das Eigenthumsrecht ein, so daß derjenige, der die meisten tödten, fangen, oder zahm machen konnte, die meisten hatte. Hiedurch ward in kurzer Zeit alles Vieh auf der Insel unter sie getheilet, die Ziegen ausgenommen, die noch wild blieben, die sich aber der Herr des Landes als ein Eigenthum vorbehalten hat, welches sich mit allen wilden Ziegen auf den andern Inseln eben so verhält.

Diese neue Ankömmlinge lehrten die übrigen Baumwolle spinnen, welche hier wild wächst, wie auch Kleider davon zu machen. Zuvor waren sie nakt gegangen, wie die meisten Schwarzen auf der Guineischen Küste. Sie haben ihnen gleichfalls durch den Umgang die Grundsäze

und Begriffe von der römischkatholischen Religion beigebracht, so viel sie nämlich, selbst davon wußten.

Als man dieses zu St. Philipps erfuhr, so gerieth einer von den dasigen Priestern auf den göttlichen römischen Eifer, zu versuchen, was er unter den armen unversorgten Schwarzen zu St. Johannis ausrichten könnte. Er bat daher einige Kaufleute, daß sie ihn in einem Boote übersezen lassen möchten, welches von einem portugiesischen Schiffer geführt ward, und worinnen sie baumwollene Zeuge nach St. Jago überführten, nachdem die Portugiesischen Schiffe die dasige Handlung aufgegeben hatten. Unser freiwilliger Glaubensbote machte bei seiner Ankunft seine fromme Absichten, und seine Gewalt ihre Sünden zu vergeben, bekannt. Er versprach dabey, sie auf einem leichten und sichern Wege in Himmel zu schiken, wenn ihre Handlungen auch noch so böse wären. Im Gegentheil wäre es ohne seine priesterliche Zulassung durch die Lossprechung von Sünden unmöglich, dahin zu kommen, wenn ihre Handlungen noch so gut wären.

Weil ihnen ihre Mitbrüder von den Schwarzen diese Begriffe schon gröstentheils beigebracht hatten: so taufte der fromme Pater sie in eben dem Zustande, wie sie waren, ohne fernere An-

weisung; denn es war ihnen genug, wenn sie glaubten, daß sie durch die Taufe Christen wären, daß sie ganz gewiß in Himmel kommen, und bei der Auferstehung in Weisse verwandelt werden würden. Das war aber nicht das Wesentliche; denn hierdurch gelangte er erst zu dem vornehmsten Endzweke seiner Mißion, nämlich so viel von ihrer Haabe zu bekommen, als er ihnen abschwazen konnte. Von denen, die baumwollene Stüke hatten, ließ er sich solche geben, und von andern nur einzelne Ellen: von andern blosse baumwollene Faden oder Garn, und von andern rothe Baumwolle. Von andern nahm er Indigo, welchen damals alle unter sich gemein hatten. Seine Eintreibungen erstrekten sich auch auf die Thiere. Von einigen bekam er Schweine, von andern Vögeln, und sofort. Denn der gute uneigennüzige Mann weigerte sich nicht, alles anzunehmen, was man ihm brachte, und was er der Mühe werth hielt. Nachdem er so viel bekommen hatte, als er füglich in dem Boote fortbringen zu können glaubte, nahm er seinen Abschied, und sagte, was sie ihm gegeben hätten, das gehörte Gott, und er wäre ein Beamter und Einnehmer Gottes. Das arme betrogene Volk begleitete ihn bis nach Fuurno, wo sein Boot lag. Zur Erkänntlichkeit las er ihnen in einer Höle daselbst eine Abschiedsmesse, welche Höle seit der Zeit den Namen Fuurno de Padre führet.

Es ist merkwürdig, daß nicht nur hier, sondern auch auf den übrigen Inseln das Volk in den Gedanken steht, daß dasjenige, was sie dem Priester geben, Gott gegeben werde, wofern sie es nicht einem besondern Heiligen widmen. Alsdann legen sie demselben die Verbindlichkeit auf, ihr Freund zu bleiben, und die Priester sind eben sowohl Einnehmer bei den Heiligen, als bei Gott. Der fromme Pater tröstete seine Heerde bei dem Abschiede mit der Versicherung, er wollte von Zeit zu Zeit wieder kommen, und ihnen die Sünden vergeben, die sie in seiner Abwesenheit begehen möchten. Er unterließ auch nicht, sie alle Jahre zu besuchen. Wie es aber scheint, waren sie so unwissend nicht, daß sie nicht mit der Zeit Verdacht zu schöpfen anfiengen, der Hauptbewegungsgrund seiner vorgegebenen Frömmigkeit sey der Geiz, und sein Herz hienge mehr an ihren Gütern, als an der Wohlfahrt ihrer Seelen. Dieses machte, daß die Klügern mit ihren Wohlthaten inne hielten, und ihm nicht mehr an seinem Boote aufwarteten. Dieses gereichte auf die Lezte zu ihrem Glüke: denn, wenn sie alle in ihrem ersten Eifer fortgefahren wären: so würde die Insel in wenig Jahren gänzlich verwüstet worden seyn.

Als endlich der Pater bei dem Beschlusse einer seiner Besuche ihnen seinen lezten Segen gab, und in der obgedachten Höle Messe las: so stürz-

te der Berg ein, und er wurde mit mehr als dreißig von seinen Zuhörern elendiglich begraben. Man hörte sie noch drei Tage hernach winseln. Es war aber unmöglich, die grossen Felsen zu bewegen, die herabgestürzt waren, und den Eingang der Höle verschlossen.

Als die Bootsleute sahen, daß ihr Herr begraben war, und unmöglich davon kommen konnte, so eilten sie in größter Geschwindigkeit nach Hause, daselbst erzählten sie den traurigen Zufall des Vaters, und seiner eifrigsten Zuhörer, und die Schwarzen zu St. Johannis hatten viele Jahre lang keinen Priester, der sie von Sünden loszählte. Bei dieser Gelegenheit vermischten sie ihren heidnischen und römisch-katholischen Aberglauben so genau miteinander, daß sie bis auf den heutigen Tag unzertrennt blieben.

Die Einwohner haben mit den katholischen Gebräuchen etliche von ihren eigenen untermischt. Sie waschen z. E. die Kinder vor der Taufe, sie sezen der Braut einen Blumenkranz auf, und bezeigen ihr an ihrem Hochzeittage leibliche Anbetung; in der Nacht nehmen sie ihr allen Schmuk ab, und streuen ihr Erde auf den Kopf, zum Zeichen der Unterwürfigkeit. Die Gräber der Verstorbenen besprengen sie mit Wasser, manchmal mit Melonensafte.

Vorjezo ist fast gar kein auswärtiger Handel daselbst.

Der Stadthalter dieser Insel ist Friedensrichter, und entscheidet die kleinen Zwistigkeiten unter den Einwohnern. Wenn sie ungehorsam sind, so kann er sie ins Gefängniß sezen. Dieses ist ein ofner Ort, wie die Viehhürden in England. Ein einziger Pfahl, der vor den Eingang gestekt wird, dienet statt der Thüre. Hier verbleiben die Gefangenen, und werden sich selten die Lust ankommen lassen, davon zu laufen. Denn in diesem Falle wird derjenige, der das Gefängniß erbricht, wenn man ihn von neuem fängt, an Händen und Füßen gebunden, von einem Manne bewacht, und bleibt so lange eingekerkert, bis er seinen Gegner zufrieden gestellt, und den Stadthalter um Verzeihung gebeten hat, der ihn nach seinem Willen gefangen halten kann. Soweit erstrekt sich die ganze Gewalt des Stadthalters, selbst im Falle eines Todschlags. Doch müssen die Freunde des Uebelthäters dafür stehen, daß er erscheint, wenn ein besonderer Richter von Portugall kommen sollte.

Die Karten und Lootsmänner haben in Ansehung dieser Insel sehr viele Irrthümer. Sie geben vor, es wäre nur eine gute Rhede daselbst, deren Einfahrt für einen, der sie nicht kennte, sehr schwer wäre, wegen der vielen ge-

sunkenen und hervorragenden Felsen; da doch St. Johannis viele Bayen oder Rheden hat, wo ein Schif ankern mag. Die vornehmste und beste unter allen aber ist Fuurno, welches in der creolischen Sprache einen Ofen oder eine Höle bedeutet. Sie wird entweder wegen der vielen Hölen in der Gegend herum, oder weil der Haven eine enge Bay oder eine Höle ist, also genennt. Denn wenn man an den Felsen Kaay fährt, so ist man vor allen Winden vom Lande bedekt. Es wehet auch kein Wind innerhalb der Bay, außer von Süd gegen Ost nach Süd gen West, welcher die See in die Bay fuhret, und macht, daß sie sehr wohl den Namen eines Havens verdienet.

An der Nordwestseite ist eine andere Bay mit Namen Faciendo de Agua. Man unterscheidet sie an den Bananabäumen, weil kein Thal, und weiter nichts, als diese, in der See sichtbar sind. Die Bay hat ein sandigtes Ufer. Man kann nahe bei der Mitte gegen Norden in acht, neun, bis zehn Faden auf reinem Grunde ankern, und ein frischer Bach läuft fast bis ans Ufer.

Weiter hinunter, unterhalb des Windes an der Südwestseite der Insel bei einer ebenen niedrigen Erdzunge, die sich aber jählings erhebt, ist die Bay Ferrier. Ein hoher steiler Felsen

theilet das Ufer in zwei Theile, welches aus grossen Kieselsteinen besteht, die in der Ferne wie Schindeln aussehen. Dieß ist eine schöne Bay, mit einem ebenen Landungsplaze, und auf dem Südoststrande einem Teiche mit frischem Wasser, welcher beständig durch das Wasser von den Gebirgen unterhalten wird. Diese Bay ist lauter reiner Grund, an manchen Orten ist Sand, meistentheils aber fester Schlamm oder Thon. An dem Damme ist die See gemeiniglich sehr eben. An der Nordwestseite ist ein Felsen, wo man mit einem Boote anländen kann. Es würde ein guter Ankerplaz seyn, wenn nicht meistentheils im Wintermonate, Christmonate und Jenner schnelle Winde von den Thälern herkämen, die öfters so stark sind, daß kein Schif daselbst einlaufen, oder wenn es vor Anker liegt, da bleiben kann. Auch zu der Regenzeit, und wenn die veränderlichen Winde gehen, ist die Rhede nicht sicher. Denn die Südost- Süd- und Südwestwinde, gegen welche sie offen liegt, führen soviel Seewasser hinein, daß es ein Schif an den Strand treiben kann. Die übrige Zeit des Jahres liegt man sicher vor Anker. Bei schönem Wetter, besonders im März, April und May, hat man Abends einen südlichen Seewind, und die ganze Nacht über und des Morgens bis um zehn Uhr Landluft. Diese Rhede ist die gebräuchlichste, weil sehr wenig Schiffer Fuurno kennen.

Scio ist eine gute sandigte Bay, die aber eine schwere Einfahrt, und kein frisches Wasser hat. Es sind noch andere Bayen da, die aber nicht verdienen erwähnt zu werden.

In einer von den kleinen Inseln, die am meisten unterhalb des Windes ist, findet man bei dem Südwestende eine kleine Bucht, die für ein kleines Fahrzeug sehr bequem ist. Obgleich viele grosse Steine oder Felsen darinnen liegen: so kann man doch in sieben bis zehn, oder gar zwölf Faden den Grund sehen, wie überhaupt an den meisten Oertern um diese Insel herum. Es ist Raum genug da, sich vor Anker zu legen, und diese Steine zu vermeiden.

Die Insel St. Nicolas.

St. Nicolas oder San Nicolao ist nach St. Jago die längste unter allen Inseln des grünen Vorgebirges. Ihr Haven Paraghisi liegt von Palmera in der Insel Sal westsüdwärts dreißig Seemeilen, und in der Norderbreite von sechzehen Grad funf und vierzig Minuten, in der westlichen Länge vom grünen Vorgebirge an von sechs Grad zwei und fünfzig Minuten.

Ihre Figur ist dreiekigt. Die größte Seite liegt gegen Osten, und ist auf dreißig Seemeilen lang. Von den andern beiden ist jede zwanzig

Seemeilen. Sie ist bergigt, und um die ganze Seeküste herum unfruchtbar.

Die größte Erhöhung ist ein flacher Berg in Form eines Zukerhuts, dem oben die Spize abgeschlagen ist. Er heißt Monte Guarda, und liegt an der Nordwestseite, doch ziemlich weit im Lande. Man kann ihn auf allen Seiten der Insel neun bis zehn Seemeilen weit sehen.

Die Küste dieser Insel ist so rein, oder frei von Klippen oder Untiefen, daß ein Schif ganz nahe bei dem Ufer von der Ostspize herumfahren kann.

Zu der Zeit der veränderlichen Winde ist keine Rhede auf dieser Insel gut oder sicher. Wenn aber der eigentliche gewiße Jahrszeitwind angefangen hat: so findet man drei bis vier mittelmäßig gute Rheden. Die nächste bei der Stadt ist Paraghisi. Es ist eine Bay, wo das Schif blos liegen, oder auch den Anker auswerfen kann, weil der Wind allezeit vom Ufer herwehet. Man kann auch das Schif in eine Bucht bei Paraghisi ziehen, und es zwischen vier Seilen am Lande befestigen.

Die Bay, die hier nicht genannt wird, muß Puerto Velho oder die alte Rhede seyn. Paraghisi ist näher bei der Stadt als Trefal, und

der Weg ist meistentheils eben, welches auf diesen Inseln etwas seltenes ist, da die Landstrassen gemeiniglich gähe und voller Steine sind. Eine halbe Seemeile nordwärts von Paraghisi ist eine kleine Sandbank, über welche vier Faden Wasser gehen.

Die nächste ist die Rhede Porto Cappa, die man nicht verfehlen kann, weil sie in dem Winkel der grossen Bucht von der Südseite der Insel liegt. Der Grund hier ist böse, und es sind viele Anker verlohren gegangen, weil die Taue unter den Klippen rissen.

Ostwärts von Porto Cappa auf der Hälfte des Weges zwischen diesem Haven und der Ostspize der Insel ist die Rhede Currisal; daselbst geht ganz nahe am Strande ein Fluß mit frischem Wasser, der zum Wasserfüllen sehr bequem ist. Am besten ankert man Ostwärts von dem Damme. Alsdann hat man Petra de Looma, oder den feurigen Felsen an der Seite, der ein platter Fels unter dem Wasser ist, und an dem sich die See beständig bricht.

Diese Rhede ist zur Handlung nicht so bequem, weil sie sechzehn bis achtzehn kleine Meilen von der Stadt liegt. Auch ist der Weg dahin steinigt, und geht beständig bergauf und bergab.

Diese

Diese Rheden, besonders Paraghisi und Curisal, sind wenig bekannt, und werden wenig besucht, weil sie keine Merkmale haben, woran sie ein Fremder erkennen könnte. Es stehen aber beständig Leute an dieser Seite, die sich umsehen, wo ein Schif ankern oder ein Boot anlanden möchte, die Zeit ausgenommen, da die Tornados stürmen. Außer diesen sieht man auch Fischer auf den Felsen, denen man zurufen kann. Man kann auch das Boot an das Land schiken, und einen Lootsmann in eine Rhede holen lassen. Oder man kann ganz sachte segeln, und eine Weile liegen bleiben, um dem Volke Zeit zu geben, in den Haven zusammenzulaufen, und durch dieses Mittel wird man ihn gewahr werden.

Die allerbekannteste Rhede ist Terrafall oder Trefall an der Westseite der Insel. Sie wird am besten an den grossen Booten der Einwohner erkannt, wovon allhier beständig welche an das Land gezogen werden. Es ist eine reine Bay, und man kann in derselben oder um sie herum, besonders nordwärts, in gutem Grunde ankern.

Beinahe eine Viertelmeile weit vom Ufer erstreket sich eine hohe steinigte Spize. Der Grund in dieser Gegend ist seichte und voller Triebsand. Der Strand ist mit Kieselsteinen angefüllt. An jeder Seite dieses kleinen Vorgebirges ist eine tiefe Höhlung, aus welcher gewaltige Stürme

herkommen; daher ist es sehr schwer, wenn ein nur etwas harter Wind wehet, in diese Bay zu fahren. Die Stürme zu vermeiden, muß man dem Vorgebirge gerade gegen über zwischen den Höhlungen ankern, da man sehr leicht vor dem Winde bedekt von sechzehn bis zu drei Faden liegen kann.

Queer vor der Einfahrt der Bay liegt eine Sandbank, über welche zehn Faden Wasser gehen. Innwendig sind zwölf bis vierzehn Faden und weicher Grund. Gegen das Ufer zu nimmt die Tiefe stufenweise ab, bis zu vier oder fünf Faden, wo man wieder Sand und ein mit Kieselsteinen bedektes Ufer hat.

In dem niedrigen Lande darf man fast überall nachgraben, um Wasser zu finden, außer wenn die Regenzeit ausgeblieben ist. Es ist aber beständig gutes Wasser in einem Thale, eine Viertelmeile vom Meere, aus welchem die Einwohner es auf Eseln für eine Kleinigkeit herbringen. Von dieser Rhede kann man bei klarem Wetter alle Inseln unterhalb des Windes sehen. Wenn es aber nur im geringsten neblicht ist, so kann man die Insel Chaon oder die Hundeinsel nicht unterscheiden.

Die Stadt St. Nicolas hat die meisten Einwohner, und liegt am engsten unter allen auf

diesen Inseln beisammen. Wenn sie gleich nicht so geräumig gebaut ist, noch die Mauern, wie die Häuser zu St. Jago, mit Kalk gemauert sind, und mit nichts anderem gedekt ist, nicht einmal die Kirche ausgenommen, als mit Strohe: so übertrift sie doch diese Hauptstadt an Menge der Häuser und Regelmäßigkeit der Gassen. Vor einiger Zeit aber ist der Seeräuber Avery hieher gekommen, der die ganze Stadt verbrannt hat, weil ihn etwa die Einwohner beleidigt haben mochten.

Vor der Hungersnoth wurden die Einwohner auf zweitausend Seelen gerechnet. Nunmehr aber belaufen sie sich nicht über dreyzehn bis vierzehnhundert. Sie haben meistentheils einen portugiesischen Pater aus Europa; und dieser hat öfters genug mit ihnen zu thun; denn ob sie sich gleich zur römischkatholischen Religion ohne Vermischung mit einigen andern Aberglauben bekennen, welches bei den meisten übrigen, selbst die zu St. Jago nicht ausgenommen, nicht geschicht: so sind sie doch die hartnäkigsten, und die unverzagtesten unter allen, von diesem Glauben.

Sie sind alle schwarz oder kupferfarbigt, mit krausen Haaren, einige wenige von französischem Ursprunge ausgenommen, die der Seeräuber Marenghwin hier gelassen, und drei alte

Portugiesen, und zwei oder drei alte portugiesischen Weiber. Sie gehen alle mittelmäßig gekleidet, und haben Schwerdter und Pistolen an der Seite.

Die Weiber sind hier weit haushälterischer, und wissen geschikter mit der Nadel umzugehen, als auf den andern Inseln. Eine Weibsperson, die nicht in einer genähten Haube erscheint, wie die zu Boa Vista tragen, wird für eine Müßiggängerin angesehen. Sie sind auch schamhaft, lassen sich niemals in ihren Häusern, oder außer denselben, barfuß vor Fremden sehen, wie zu St. Johannis. Und wenn sie nicht das Feld bauen, oder grasen, oder erndten: so haben sie beständig die Nadel in der Hand, oder spinnen.

Unter allen Inseln des grünen Vorgebirges wird hier am besten Portugiesisch gesprochen. Und wie sie den Portugiesen in der Sprache gleich sind: so kommen sie auch darinnen mit dem gemeinen Pöbel dieser Nation überein, daß sie die Fremden gern bestehlen. Sie wissen ihre Messer unvergleichlich wohl zu gebrauchen.

Von Produkten findet man hier eben die Art von Sand und Steinen, wie zu St. Johannis. Die Einwohner stehen in den Gedanken, sie enthielten Silber und Gold; sie wissen aber nicht, wie sie es herausziehen sollen. Doch findet man

sie hier nur an wenig Oertern; und hingegen zu St. Johannis fast überall. Es ist auch guter Salpeter auf der Insel, wie auch Beur d'Ore, aber nicht in solcher Menge, und nicht so glänzend, wie zu St. Jago oder St. Johannis.

Im Innersten der Insel giebt es Thäler, wo die Portugiesen Weingärten und andere Plantagen angelegt haben. Es steht auch Brennholz daselbst.

Der Boden ist gut zum Maiz. Es ist auch unter allen Inseln des grünen Vorgebirges das beste Feshun hier, sowohl weisses als schwarzes, wie auch Plantanen, Bananas, Kürbisse, Wasser- und Muskaten-Melonen, Limonien, Datteln, süße und saure Pomeranzen. Sie haben auch etwas Zukerrohr, wovon sie Syrup machen. Aus ihren Weinstöken machen sie einen herben Wein, und bei guter Lese haben sie sechzig bis siebzig Fuder. Oefters wird das Fuder mit drei Pfunden, oder drei Pfund zehn Schillingen bezahlt. Doch ist um Weihnachten nicht leicht mehr welcher zu bekommen. Die Zeit ihrer Lese ist im Brachmonate und Heumonate.

Diese Insel hatte ehemals einen außerordentlichen Ueberfluß an Drachenbäumen. Dieser Baum giebt, wenn man ihn zu gehöriger Zeit aufrizet, ein Gummi oder einen diken Saft,

welcher Drachenblut (Sanguis Draconis) heißt, und stark in der Arznei gebraucht wird.

Nachdem Avery ihre Stadt verbrannt hatte: so waren sie aus Mangel an Holze (denn die wilden Feigenbäume, ihr einziges Bauholz, war zu den Booten verbraucht worden) gezwungen, die Drachenbäume niederzuhauen, um ihre Häuser zu deken: sie täfelten auch ihre meisten Kammern mit Dielen von diesem Holze. Es ist nunmehr so selten, daß Roberts zweifelt, ob über zwanzig oder dreißig Pfund Gummi jährlich auf dieser Insel gemacht werden, und ein grosser Theil davon ist noch dazu verfälscht.

Sie hatten eine grosse Menge Ziegen, Schweine und Vögel vor der leztern Hungersnoth, die zwar nur drei Jahre gedauert, aber auf dieser Insel heftiger gewesen, als auf den übrigen. Denn weil St. Nicolas wenig Handlung hat, und für Fremde nichts hervorbringt, als Esel, die gleichfalls auf den andern Inseln gemein sind, so wurden sie das Jahr über selten von mehr als zweien Schiffen besucht; und weil zeither diese Thiere in Westindien nicht so sehr gesucht werden, als ehemals, so haben sie manchmal in zweien Jahren kein Schif gehabt. Dieses nöthiget sie, fleißiger zu seyn, als ihre Nachbarn.

Sie hatte sonst sehr viele wilde Ziegen und

Kühe, welche alle dem Eigenthumsherrn gehörten. Der Stadthalter hat alle Jahre zweitausend Ziegenfelle von St. Nicolas, St. Lucia und St. Vincent nach Portugall geschaft, ohne die ordentliche Anzahl derselben zu verringern: denn sie dürfen nicht mehr tödten, als jährlich sich vermehren.

Die Insel ist gegenwärtig fruchtbar, und die Einwohner fangen an, allmählich ihren Vorrath von Schweinen und Federvieh zu vermehren. Dieses ist in einer Zeit von dreien Jahren geschehen, von nicht mehr als zehen Schweinen, eben so vielen Hühnern, und etwa noch einmal so viel zahmen Ziegen, ohne etwas dazu zu kaufen.

Die Einwohner machen Kleider aus Baumwolle, eben so förmlich, als unsere gemeinen Dorfschneider. Sie verfertigen auch Knöpfe, und machen fast alle Muster nach, die man ihnen zeiget. Sie strifen auch baumwollene Strümpfe, gerben Ziegen- und Rindshäute, und machen ziemlich gute Schuhe, wie auch die besten Zeuge und Polster von Baumwolle. Weil sie sich aber gut nach Brasilien schiken: so pflegen die Portugiesen dergleichen hier abzuholen. Jezt aber ist die Baumwolle selten; denn alles ist hier, wie auch auf den übrigen Inseln des grünen Vorgebirges, von der Dürre eingegangen, Boa Vista ausgenommen.

St. Nicolas hat niemals starke Handlung gehabt, welche meistens in Eseln und Baumwollenmanufakturen bestand. Einige Arten von Lebensmitteln waren gleichfalls zu haben. Vorjezo scheint der vornehmste Handel in Schildkröten zu bestehen; weil die Einwohner sich sehr auf diesen Fang, wie auch auf das Fischen, befleißigen. Sie thun es meistens auf ihren Booten in den Inseln Chaon, Branca, St. Lucia und St. Vincent, indem sie die einzigen auf diesen Inseln sind, welche Boote bauen und brauchen. Sie verkaufen ihre Fische für baares Geld, oder was sie sonst nöthig haben. Die Portugiesen, welche hier Zeuge und Polster nach Brasilien kaufen, müßen sie oft mit baarem Gelde bezahlen, wenn sie keine Waaren haben, die den Einwohnern anstehen. Sie erhalten viele Hülfe von den Engländern und Franzosen, die hieher handeln, und ihre Waaren entweder gegen Esel vertauschen, oder um Geld verkaufen. Wie aber die Hungersnoth ihren andern Vorrath erschöpft hat: so ist es auch größtentheils mit dem Gelde geschehen: denn der erste portugiesische Kaufmann, der bei der größten Hungersnoth mit Lebensmitteln hieher kam, vertauschte sein Korn, das er von den westlichen Inseln herbrachte, gegen so viele baumwollene Zeuge, als er vor dienlich erachtete. Hernach aber wollte er für nichts, als baares Geld verkaufen, welches das meiste Geld von der Insel wegnahm.

Der alte Marquis das Minhas war ehemals Besizer von dieser Insel, St. Lucia, St. Vincent und St. Antonio. Nach seinem Tode aber fielen die drei ersten an den König zurük, weil die lezte von diesen Inseln allein des Marquis Erbgut war, welcher alle Jahre durch ein Schif die Ziegenfelle und Rindshäute abholen ließ. Und dieses war der ganze Nuzen, den er von diesen Inseln hatte, St. Antonio ausgenommen.

Die Inseln Chaon, Branca und Santa Lucia.

Diesen drei Inseln fehlet es an Einwohnern, an Wasser, und den beiden ersten auch an Vieh. Die Insel oder vielmehr der Fels Chaon liegt drei Meilen von Terrafal westnordwärts. Die Leute von St. Nicolas fischen um ihn herum in ihren Booten. Zwischen ihm und Branck ist lauter böser Grund.

Ilha Branca, oder die weisse Insel, ist ein hoher steiler Felsen, der sich in der Länge nach Ostsüdost und Westnordwest erstreket, und zwo bis drei kleine Meilen groß ist. Die Leute von St. Nicolas kommen auch hieher, um zu fischen. An der Südseite ist ein Ort, wo ein Boot liegen kann, die starken schnellen Winde aber, die von den Felsen herkommen, machen ihn so gefährlich, daß sich die Leute von St. Nicolas

nicht leicht dahin wagen, ob es gleich sehr gute Fische in dieser Gegend giebt. Der Verfasser vermuthet, daß die Insel ihren Namen von einer Reihe weisser Felsen hat, die unter dem hohen dunkeln und steinigten Lande an der Südseite weggeht. In der Ferne sehen sie wie weisse Sandhügel aus. Zwischen dieser Insel und St. Lucia giebt es verschiedene Klippen über und unter dem Wasser. Doch kann ein Schif sicher durchfahren, wenn man sich nur fleißig umsieht. Für einen Fremden ist es gefährlich, sich dahin zu wagen, wenn er nicht dazu genöthigt wird.

Diese Insel zeuget die Guana, ein Thier, das in Westindien wohl bekannt ist, das man aber auf keiner andern Insel des grünen Vorgebirges findet. Es hat die Gestalt einer Eidexe, und manche sind hier über eine Elle lang.

St. Lucia liegt drei oder vier Seemeilen Westnordwest von der Nordwestseite von St. Nicolas. Es ist daselbst eine reine sandigte Bay an der Südwestseite, und eine andere an der Südostseite. Die Insel hat Ziegen und Esel, aber keine Einwohner.

Der Kanal zwischen ihr und St. Vincent ist sehr schlimm, und wegen der Klippen so gefährlich als der vorhergehende.

Frazier bemerket, daß die See bei diesen

und den herumliegenden Inseln die Nacht über sehr stark glänzet und funkelt, wenn seine Fläche nur ein wenig von den Fischen oder Schiffen bewegt wird. Es sieht daher die Strasse des Schiffes wie Feuer aus.

San Vicente oder St. Vincent.

St. Vincent ist an der Nordostseite niedrig und sandigt. Das übrige ist meistentheils hohes Land mit sandigten Bayen und verschiedenen Rheden zum ankern. Die vornehmsten sind:

Bahia des Ghat an der Nordseite. Diese Bay krümmet sich Nordostwärts zwischen zwo niedrigen sandigten Spizen. Das Wasser ist ruhig, daß ein Fahrzeug sicher am Ufer liegen kann. Es ist aber schwer, mit einem ordentlichen Winde herauszufahren, der gerade in die Bay hinein bläst. Es ist mehr ein kleiner Meerbusen, als ein Haven, der von keinen Schiffen besucht wird. Doch schiffen die Leute von St. Nicolas sicher darauf, wenn sie Schildkröten fangen. Sie passen die Gelegenheit ab, früh bei der Windstille herauszurudern.

An der Nordwestseite, St. Antonio gerade gegenüber, ist Porto Grande eine grosse Bay. Hier kann man überall von allen Winden in sechs Faden sicher ankern; denn es ist lauter reiner

Sand. Man kennt sie leicht an einem hohen runden Felsen, der wie ein Thurm aussieht, und vor der Bay in der See liegt. Man kann auf beiden Seiten fahren. Wenn man aber in die grosse Bay will, so thut man am besten, wenn man oberhalb des Windes fährt, und sie zur rechten Hand liegen läßt. Der Wind kömmt einem sehr heftig entgegen, wenn er unter dem hohen Lande weht. Sobald man aber davon weg ist, so hat man einen gelindern steten Wind. Man kann hier wilde Ziegen so gut, als Holz und Wasser haben, wenn man sich die Mühe nimmt, solche zu schießen.

Porto San Pedro ist eine reine Bay oder Rhede bei der Südwestspize, wo man auf sandigtem Grund ankern kann, in welcher Tiefe man will. Es ist aber daselbst schlimm vor Anker zu liegen, wegen der starken Winde, die aus dem Thale kommen.

Es werden an dieser Insel mehr Schildkröten und Fische gefangen, als an irgend einer von dem grünen Vorgebirge, Sal ausgenommen. Hier giebt es auch viele Ziegen und Esel, und eine fast eben so große Menge von Salpeter, als zu St. Johann, der aber nicht so gut ist.

Eine Art Fische, die man Bourse oder Börsen nennt, ist sehr schön, indem sie von ihren

Augen rundherum schießende Strahlen wie einen Schein hat, und überall mit sechsekigten Fleken von einer sehr glänzendblauen Farbe gesprenkelt ist. Es giebt auch Meeralete, Klippfische, Mauchoren, Sardellen, Grunzer, Weiszähne, Langschnäbel, und eine Art, die einen Rattenschwanz und über und über runde Fleken hat.

Die Küsten dieser Insel sind voller Schildkröten von verschiedener Art, deren einige drei bis vierhundert Pfund wiegen. Diese Thiere legen ihre Eier ans Ufer, und bedeken sie mit Sande, welches sie in siebzehn Tagen ausbrütet. Es dauert aber noch neun Tage, ehe die Jungen nach der See hinabkriechen können, wodurch über drei Viertel von ihnen den Vögeln zur Beute werden.

St. Vincent ist nicht bewohnt, zwanzig Portugiesen von St. Nicolas ausgenommen, welche sich zwei Jahre daselbst aufgehalten und Ziegenfelle gegerbet hatten, woran die Insel einen Ueberfluß hat. Sie haben Hunde, welche abgerichtet sind, die Ziegen zu fangen, und in einer Nacht zwölfe bis funfzehen tödten.

Das Erdreich ist so schlecht, daß es keine Früchte trägt. Blos in den Thälern sind einige kleine Büsche von Tamarindenbäumen, außer einigen wenigen Baumwollen- und Limonienbäumen.

Dem ungeachtet giebt es doch einige Pflanzen, als die zweigigte Wolfsmilch (Tithymalus arborescens), und Stabwurz oder Alberraut (Abrotanum mas) von einem sehr angenehmen Geruche und schönem Grün; eine gelbe Blume, davon der Stengel keine Blätter hatte; die Palma Christi oder Ricinum americanum, welche von den Spaniern in Peru Pillerilla genannt wird, welche behaupten, daß das Laub davon, wenn es auf die Brust einer säugenden Frau gelegt wird, Milch bringt, und solche vertreibt, wenn man es auf die Lenden leget. Der Saame davon ist den indianischen Fichtenäpfelkernen vollkommen gleich. In Paraguay machten sie Oel daraus. Hauslauch von verschiedener Art; einiges davon hat dike runde Blätter wie eine Haselnuß; Coloquintida-Aepfel (Limonium maritimum) sehr dik; Lavendel ohne Geruch; Hundsgraß u. s. w. Nahe bei dem Felsen wird sehr guter Ambra gefunden, wovon die Portugiesen den französischen Schiffen etwas verkaufen.

San Antonio oder St. Anton.

St. Anton liegt im siebzehnten Grade neunzehn Minuten Norderbreite, und achten Grade zwei Minuten westlicher Länge von dem grünen Vorgebirge, und ist sowohl das westlichste als nordlichste von allen Inseln des grünen Vorgebirges. Es ist ein sehr hohes Land, klein und

geringer, als St. Philipp. In Ansehung der hohen Gebirge aber enthält es soviel Erdreich, als St. Jago, und hat einen Ueberfluß an frischen Wasserbächen.

Es sind auf St. Anton nur zwei Haven oder Rheden, wo Schiffe ankern. Der beste, Terrafal genannt, ist an der Südwestseite. Er ist eine sandigte Bay, und hat guten Ankergrund. Der Weg von da nach der Stadt und den bewohnten Gegenden der Insel ist sehr lang und beschwerlich; denn nach dem Berichte der Eingebohrnen sind es vier oder fünf gute Tagreisen, und kann ein Schif lange Zeit daselbst liegen, ohne von den Einwohnern entdekt zu werden.

Die andere Rhede ist mehr eine sandige Küste, als eine Bay, Praya Simone genannt. Sie giebt keinen Schuz vor dem Winde, welcher gemeiniglich durch den Kanal St. Anton und St. Vincent sehr stark wehet, so daß ein Schif oftmals von seinem Anker getrieben wird, ehe es seinen Handel zu Ende bringen kann. In diesem Falle ist ihnen St. Vincent gelegen; denn sie können nach Porto Grande hinüber fahren, und daselbst sicher vor Anker liegen. Dennoch aber ist sie bei gutem Wetter und leichten Winden ein leidlicher Ankerplaz, und ein ziemlich bequemer Ort zum Landen. Man kennet sie an einem kleinen Dorfe mit einer kleinen Capelle

gegen Norden, welches das einzige Merkmal ist, das man auf dieser Seite sehen kann. Wenn man nun eine Meile oder weiter långst dem Ufer fortfåhrt: so wird man die Rhede sehen, wo man an der Nordostseite in sieben bis zwölf Faden Wasser ankern kann.

Eine halbe Meile gegen Norden von der Capelle ist eine kleine Bay, Rivera des Trafa genannt, woselbst ein Boot liegen kann. Sie hat eine sehr gute Anfuhrt zu landen oder zu laden, wenn das Wasser stille ist, und wird von der nordöstlichen Spize beschirmet. Es ist daselbst auch ein Strom von frischem Wasser und in dem Thale Holz genug.

Die Menge von Strömen, welche diese Insel wässern, machet die Thåler so fruchtbar, daß St. Anton keiner von allen Inseln des grünen Vorgebirges, was Maiz, Feshun, Bananas, Plantanen, Potatoes, Kürbisse, Wasser- und Muskmelonen, Orangen, Limonien, Guavas u. dgl. betrift, etwas nachgiebt. Es wächst auch der meiste Wein da, welcher, wenn er gleich nicht der allerbeste ist, doch dadurch vergütet wird, daß er der wohlfeilste auf allen diesen Inseln ist.

Es wächst hier überaus viel Indigo. Der Indigostrauch oder die Pflanze wächst dem Genster

ster etwas ähnlich, aber nicht so groß, und hat kleine blaßgrüne Blätter, sehr saftreich und an Gestalt fast des Buchsbaumes seinen gleich. Diese Blätter werden im Wein- oder Wintermonate abgestreift und gestossen.

Es giebt da auch Baumwollenpflanzungen, die für den Marquis unterhalten, und woraus Zeuge gemacht werden. Der Baumwollenstrauch wächst ungefähr in der Dike eines Rosenbusches, breitet sich aber mehr aus. Die Blätter sind grasgrün, denen vom Spinate fast gleich, aber breiter und weicher, die Blumen sind blaßgelb. Wenn sie verblühet haben, so kommen runde Hülsen, welche die Baumwolle gemeiniglich in drei Zellen einschliessen. Darinn steket der Saamen, welcher schwarz, an Gestalt eyförmig und ungefähr von der Dike der französischen Bohnen ist.

Diese Insel hat in den Thälern viel Holz. Unter den Bäumen ist auch der Dragon oder Drachenbaum sehr häufig.

Die Einwohner halten Esel und Schweine, die sehr groß und auch häufig da sind; zahlreiche Heerden Kühe; die Berge sind voller Ziegen. Auf einem von diesen Bergen wird ein durchsichtiger Stein gefunden, den die Eingebohrnen einen Topas nennen.

Diese Insel gehöret der Krone nicht zu, sondern ist ein erbliches Eigenthum des Marquis das Minhas, der vor einiger Zeit zum Marquis de Ghove gemacht worden. Er schiket jährlich aus Portugall ein Schif dahin, die Einkünfte davon nach Hause zu bringen. Ihm gehören alle Kühe, wilden Ziegen, das Drachenblut, die Edelgesteine und dergleichen, was oben erwähnt worden; wie auch alles Beur d'Ore und aller Ambra, welcher in und um der Insel gefunden wird. Es ist eine grosse Strafe darauf gesezt, wer das leztere verbirgt. Von dem Beur d'Ore wird eine grosse Menge gesammelt, und nach Portugall geschikt.

Der Sage nach ist eine Silbermine daselbst: der Marquis will sie aber nicht eröfnen, aus Furcht, der König von Portugall möchte sich solcher bemächtigen. Es wird auch gesagt, daß ein gewißer Mann so viel Gold, als ein Esel tragen kann, aus einem gewißen Berge gezogen, wo er einige Zeitlang als ein Einsiedler gelebet hat.

Roberts berichtet uns, daß diese Insel gewißermaßen zu einem Vorrathshause von Sklaven gemacht worden. Er vermuthet, daß, da die Portugiesen den Sklavenhandel gehabt, der Marquis sich eine Ladung von Schwarzen aus Guinea bringen lassen, und sie dahin gesezet, wo

sie auf seine Kosten unterhalten worden, bis sie sich selbst durch Pflanzen erhalten können, welches sie auch von den freien Schwarzen bald lernten, die es damals bewohnten. Diese Sklaven vermehrten sich dergestalt, daß, ungeachtet der grossen Anzahl, die von ihnen auf des Marquis Befehl sowohl nach Portugall als Brasilien gebracht worden, sie noch vier Fünftheile von den Einwohnern ausmachen, die man insgesamt auf zweitausend fünfhundert Seelen rechnet.

Diese Sklaven haben Pflanzungen, Häuser, Weiber u. s. w. wie die freien Schwarzen, und einige von den besten Pläzen werden zu Baumwolle, Indigo u. dgl. von ihnen gebauet, welches sie unter der Aufsicht und Anführung eines Vogts oder Aufsehers verrichten, der von dem Marquis dahin gesezt wird. Dies ist gemeiniglich ein europäischer Portugiese, und hat den Titel Morenhauptmann. Sie sind also in zwo Partheien getheilet; und es entstehen also oftmals Streitigkeiten unter ihnen, die sich zuweilen blutig endigen.

St. Anton ist ein guter Ort, Lebensmittel einzunehmen, welche hier überflüßig sind.

Die Stadt liegt mitten zwischen hohen Bergen, die den Zugang beschwerlich machen. Sie enthält ungefähr fünfhundert Personen, welche

Waffen tragen können, außer einer grossen Anzahl schwarzer Sklaven, und hat eine Barfüßer Kirche.

Dapper redet von einem Dorfe an der nordwestlichen Seite der Insel, das aus zwanzig Hütten besteht, die um die Mitte des lezten Jahrhunderts von fünfzig Familien bewohnt wurden, welche ein Hauptmann, ein Priester und ein Schulmeister regierten. Sie sprachen alle gut portugiesisch, lebten aber sehr armselig. Ob dieses aber der vornehmste Ort zu der damaligen Zeit gewesen, davon ist der Verfasser stille.

V.

Die Linien- oder Guinea-Inseln.

1. Annobon und Fernando del Po.

Diese beiden spanischen Inseln liegen beinahe unter der Linie. Die erste hat nur 6—10 französische Meilen im Umfang; und zwei hohe Gebirge nehmen den größten Theil ihrer Oberfläche ein. Dikke Wolken, wovon sie fast beständig bedekt wird, die Winde vom festen Land und vom Meer unterhalten in den Thälern eine angenehme Kühle, und machen die Insel zur Kultur fähig. Orangen und Ananas von vortreflichem Geschmak wachsen hier im Ueberfluß, auch findet man Palmbäume von allen Arten; Bauholz und sogar Ebenholz von verschiedenen Farben. Statt des Brods bedienen sich die Einwohner der Bananen; und die Kokusnüsse liefern ihnen einen sehr guten Wein. An Reis, Hirse, Manjok und Bohnen haben sie gleichfalls keinen Mangel. Der Hauptgegenstand ihrer Handlung ist Baumwolle. Annobon liefert eine grosse Menge von Schweinen, Schaafen, Ochsen, Kühen, die von den Portugiesen dahin versezt wurden, Ziegen und Geflügel; und das Meer ist mit vortreflichen Fischen angefüllt. Eine kleine, anderthalb Meilen

von Annobon entfernte, ganz nakte Insel dient einer ungeheuren Anzahl von Pinguin's zum Aufenthalt. Die Insel Annobon enthält ohngefähr 5 bis 600 Einwohner, wovon wenigstens zwei Drittheile Schwarze sind. Wenn sich nicht zwei mächtige Hindernisse entgegen sezten, so könnten die Spanier hier eine wichtige Niederlage etabliren: allein ein sehr gefährlicher Haven und Mangel an Wasser gestatten es nicht.

Die Insel heißt auch Bonanno, weil sie die Portugiesen am Neujahrstage 1473 entdekten. Sie liegt unter dem 1°, 20' südl. Breite: 25 Meilen von St. Thomas und 45 Meilen vom Vorgebirg Lopo Gonzales.

Fernando del Po wurde im nemlichen Jahr von den Portugiesen entdekt; und beide Inseln wurden im Traktat von 1777 und 1778 an Spanien abgetreten, dem sie, wegen des Sklavenhandels, sehr bequem liegen. Sie liegt 3°, 27' nördlich, und ist etwas größer als Annobon; jedoch von geringerer Bedeutung, und hat ebenfalls weder Haven noch Bucht, worinn man mit Sicherheit landen könnte. Die Einwohner werden für die grausamsten und wildesten von ganz Afrika gehalten. Die Portugiesen legten Anfangs auch eine Kolonie von ihren Landsleuten und von Mulatten darauf an; die aber bald durch Vermischung mit den Negern des fe-

sten Lands eben so wild und grausam wurden als diese.

Sonst gab es hier Zukkermühlen; man baute Tabak und Baumwolle; hielt Rindvieh und Geflügel. Der Handel mit Manjok, Patatten und andern Lebensmitteln, den sie ehemals mit den daselbst landenden Schiffen trieben, war beträchtlich; jezt hat er ganz aufgehört. Sie hat sehr gutes Trinkwasser. Kokus- Orangen- und Citronenbäume wachsen bis ans Ufer herab im Ueberfluß; wer aber die Früchte pflüken will, darf sich nicht zu weit in das Innere des Landes wagen, um nicht den Einwohnern in die Hände zu fallen, die sich in den Büschen verstekt halten, und sehr geschikt mit vergifteten Pfeilen schießen.

2. Die Prinzeninsel.

Die Prinzeninsel liegt unter dem 1°, 43′ nördl. Breite; 17 französische Meilen von St. Thomas entfernt. Sie hat ihren Nahmen dem Kronprinzen von Portugal zu verdanken, der seit 1471 die Einkünfte davon bezieht. Die Luft ist hier viel gesunder, als auf St. Thomas, weswegen sich auch der portugiesische Hof im Jahr 1756 entschloß, den Siz des Gouverneurs und Bischoffs hieher zu verlegen, die sonst auf St. Thomas residirten. Der Zugang der Insel wird durch ein sehr gutes Fort vertheidigt. Die Gar-

nison besteht aus portugiesischen Missethätern, die hieher verbannt sind. Alle Guineafahrer ruhen gewöhnlich hier oder auf St. Thomas aus, und nehmen frisches Wasser ein, das hier sehr gut und gesund, hingegen auf St. Thomas trüb und schlecht ist.

Die Hauptstadt heißt St. Anton. Sie liegt dem Fort gerade gegen über; zählt gegen 200 von Holz und Erde aufgeführte Häuser von zwei Stokwerken; die Straßen sind breit und bequem, und die Stadt hat einen schönen und großen öffentlichen Plaz. Außer der Pfarrkirche St Anton, deren Priester größtentheils Mulatten sind, ist noch eine andere, dem h. Franziskus gewidmete Kirche und ein Kloster zu bemerken. Weisse Einwohner sind nur gegen 60 da; die übrigen sind Mulatten, Mohren und Neger.

Außer der Hauptstadt sollen noch einige Dörfer und Zukkermühlen vorhanden seyn.

Der Boden ist sehr fruchtbar. Ananas, Bananen, Manjok, Patatten, Reis, Hirse u. s. w. sind im Ueberfluß vorhanden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in der Rindviehzucht; auch ziehen sie Geflügel aller Art in Menge auf; z. B. Hüner, Tauben, Gänse, indianische Hüner u. s. w. So gering auch der Handel damit ist, so vortheilhaft ist er doch für die

Einwohner, weil sie dadurch baar Geld in die Hände bekommen, das sie zu andern Bedürfnissen nöthig haben. Hundert große Kokusnüsse bekommt man für einen Thaler; und um den nemlichen Preis erhält man auch tausend Orangen und Citronen. Die hiesigen Ochsen sind kleiner, als die Europäischen; aber fett und schmakhaft.

Der gesunden Luft wegen sind Krankheiten hier selten, und es ist nichts Ungewöhnliches, sehr alte und doch gesunde und muntere Greise zu finden, da im Gegentheil die Bewohner von St. Thomas mehr Schatten als gesunden Menschen ähnlich sehen.

Auf dem Gipfel des höchsten Bergs ist ein großer See, aus dem alle großen und kleinen Bäche auf der Insel entspringen, ob sich gleich sein Wasser nicht vermindert. Es verdiente wohl einer Untersuchung, woher dieser See sein vieles Wasser erhält?

Die Bevölkerung ist nicht beträchtlich; und man schäzt die Zahl der Einwohner nicht höher als 3 bis 4000 Menschen.

Diese Insel wurde den Portugiesen im Jahr 1588 von den Holländern weggenommen unter Anführung des Viceadmirals Clerhagen, die sie einem reichen Amsterdamer Kaufmann verkauften.

welcher Leute zu ihrer Anbauung dahin schikte; weil aber Uneinigkeit zwischen ihnen entstand, so ward es den zurükgebliebenen Portugiesen leicht, sie einzeln im Gesträuch aufzusuchen und todt zu schlagen. Endlich kam ein holländisches Schiff, die Holländer schifften sich ein mit allem, was sie fortbringen konnten, und wagten seither keine neue Landung mehr.

3. St. Thomas.

Die Insel St. Thomas liegt im Meerbusen von Guinea unterm Aequator. Sie wurde im Jahr 1495 von den Portugiesen am Tage des Apostels Thomas entdekt, und erhielt ihm zu Ehren seinen Nahmen. Man behauptet, die Aequinoctiallinie gehe gerade durch die Cathedralkirche der Hauptstadt Panoasan. Die Portugiesen blieben bis jezt im Besiz derselben, obgleich im J. 1610 die Stadt samt dem Fort den Holländern unter Anführung des Admirals P. Verdoes in die Hände fiel. Denn die Krankheiten — wovon sogleich geredet werden soll — die hier sehr häufig und gefährlich sind, raften in weniger als 14 Tagen den Admiral, Viceadmiral, 6 Schiffskapitains, verschiedene andere Officiers und den größten Theil der Mannschaft hinweg, die man ans Land gesezt hatte. Nur ein Kapitain blieb am Leben; und alle würden ein Raub des Todes geworden seyn, wenn sie

hartnäkig ihre Eroberung hätten behaupten wollen; sie waren also genöthigt, die Insel zu verlassen. Im J. 1641. versuchten die Holländer aufs Neue ihre Kräfte, sich dieses, für sie so fatalen, Landes zu bemächtigen. Wirklich bemeisterte sich auch der holländische Admiral Yol des Forts, nachdem er sich vorher von der Stadt und dem ganzen Land Meister gemacht hatte; allein auch ihn, und den größten Theil seiner Officiere und seiner Mannschaft riß ein plözlicher Tod dahin. Kaum konnte man noch die Wachen ausstellen, und zwei Schiffe bemannen; die übrigen mußte man verlassen oder verbrennen. Der größte Theil starb an einem hizigen Faulfieber, das mit so heftigen Kopfschmerzen begleitet war, daß die Leute davon wie rasend wurden; andere litten an solchen heftigen Koliken, daß auch die Stärksten nicht länger als 4 Tage widerstehen konnten. Man schrieb diese Krankheiten dem Umgang mit den Negerinnen, der außerordentlichen Hize, dem kalten Bad, dem unvorsichtigen Genuß des rohen Zukkers und der kalten Kokusmilch zu.

Diese Insel ist beinahe rund, und mag gegen 40 Meilen im Umfang haben. Obgleich ihr Horizont durch die beiden Weltpole geht, und man folglich die beiden Polarsterne sehen sollte; so erblikt man doch nur einige Sterne des kleinen Bären in dem obern Theil ihrer Kreise; und

vom Südpol das Kreuz. Tag und Nacht sind hier beständig von gleicher Länge; und wenn die Hize bei Tage groß ist, so ist es die Kälte bei Nacht nicht weniger. So angenehm diese Abwechslung die Nächte macht, so verderbt sie doch auch durch die viele Feuchtigkeit, welche der Luft dadurch mitgetheilt wird, dieses zur Gesundheit so unentbehrliche Element, daß selbst die stärksten Europäer ihren schädlichen Einfluß nur kurze Zeit zu ertragen vermögen, und selten ein Alter von 60 Jahren erreichen. Freilich ist ihre Unenthaltsamkeit nicht wenig daran Schuld. Die Negersclaven leben viel länger. In ihrem 70sten Jahre sind sie noch in der Blüte ihres Alters; und meistens werden sie über 100 bis 120 Jahre alt. Ein Beweis ihrer starken Constitution, die durch die heftigen, oft alle 10 bis 14 Tage wiederkehrenden kalten Fieber nicht geschwächt wird. Sie halten indeß bei den Negern nur 7 bis 8 Stunden an. So gut kommen aber die Europäer nicht weg! bei ihnen dauren sie 20 bis 30 Tage, und repetiren oft alle Wochen.

Die gewöhnlichste, grausamste, gefährlichste und verheerendste Krankheit auf dieser Insel sind die sogenannten Franzosen, die ursprünglich aus Amerika kamen, von wo sie durch die Spanier nach Europa gebracht wurden. Die weissen Einwohner sind diesem Uebel vorzüglich unterworfen.

Eine andere, ursprünglich von dieser Insel herkommende Krankheit nennen die Portugiesen Bitios de Cu. Es ist ein inneres Geschwür mit heftigen Kopfschmerzen und einem Fieber verbunden. Diese Krankheit raft in drei bis vier Tagen alle weg, die von ihr befallen werden; es greift das Fleisch und Blut so heftig an, daß sie in kurzer Zeit in Fäulniß übergehen, noch ehe der Patient stirbt. Sie hat sich von hier aus über ganz Brasilien, Westindien und beinahe über ganz Amerika ausgebreitet, wo Tausende von Menschen ihr Opfer wurden. Ein spezifisches Mittel dagegen sollen häufige Klistire von Cassie und Citronensaft seyn, und das Uebel oft in wenigen Augenbliken heilen.

Die Wassersucht ist hier ebenfalls sehr gemein; man heilt sie dadurch, daß man den Kranken Kokusöl mit dem Saft eines gewissen, nur den Negern bekannten, Krauts vermischt, eingiebt; auch reibt man den Leib des Patienten häufig mit diesem Mittel. *)

Für Ausländer sind die Monate December, Januar und Februar; und für die Einheimischen Junius, Julius, August die gefährlichsten. Noch

*) Vor einigen Jahren wurde eben dieses Mittel gegen die Wassersucht in verschiedenen Zeitungen als probat angerühmt. Anm. d. H.

hat man bemerkt, daß junge Leute, welche dahin kommen, ehe sie völlig ausgewachsen sind, nicht mehr wachsen.

Bei der Entdekung dieser Insel schien sie ein einziges, ungeheures mit diken Wäldern bewachsenes Gebirg zu seyn. Die Europäer lichteten die Wälder, und pflanzten Zukkerrohr, das sehr gut gedieh. Die höchsten Berge (Pics) sind mit ewigem Schnee und Eis bedekt. Vom Ende Decembers bis Ende März, und eben so vom Ende des Junius bis Ende Septembers regnet es unaufhörlich. Außer dieser Regenzeit erhalten die Bäche und Flüsse ihr Wasser von den hohen Bergen. Der Boden ist röthlicht und kreidenartig, und hat an Fruchtbarkeit wenig seines Gleichen. Gartenfrüchte aller Art wachsen daselbst in der größten Vollkommenheit; und Manjok, Melonen, Mais, Hirse, Batatten, Feigen, Datteln, Kokusnüsse, Orangen und Citronen findet man im Ueberfluß. Schaafe und wilde Ziegen sind hier vortreflich; Schweine zieht man in ungeheurer Menge; sie werden mit ausgepreßtem Zukkerrohr und Zukkerschaum gemästet; dieß macht ihr Fleisch sehr zart, leicht verdaulich und überaus schmakhaft.

Geflügel giebt es hier in unendlicher Menge; aber auch eben so viel Ratten, die den Einwohnern sehr beschwerlich sind. Die Kazen leben mit ihnen in Freundschaft.

Den vorzüglichsten Nahrungszweig verschaffen die Zukkerplantagen den Einwohnern. Im Januar werden die Pflanzen gestekt; und zu Ende Julius kommen sie schon in die Zukkermühlen. Kaum sind die alten eingesammelt, so werden schon wieder neue angepflanzt, und so abwechslungsweise. Es sollen jährlich gegen 150,000 Aroben Zukker eingesammelt werden; die Arobe zu 32 Pfund Portugiesisch. Allein mit aller Vorsicht und Aufmerksamkeit, die man auf den Zukkerbau und auf die Zukkerrafinerien verwendet, hat man dem hiesigen Zukker doch die Weiße und Härte des Madera- und Kanarienzukkers nicht zu geben vermocht. Die kurze Zeit, die man ihm zur Reife läßt, mag — wenigstens zum Theil — Schuld daran seyn, weil das hiesige Klima ohnehin sehr feucht ist.

Fruchtbäume findet man wenig auf der Insel; und die aus Europa dahin gebrachten kommen nicht fort.

Eine Art kleine schwarze Ameisen, die oft in großer Menge erscheinen, daß der Boden einen ganzen Zoll hoch gleichsam damit übersäet ist, zernagen alles: Stoffe, Leinwand, Tücher, Hüte, Leder, vorzüglich Zukkerrohr. Nur durch häufigen Regen werden sie zerstört. Eine eben so große Plage für die Einwohner sind die Muskito's, die sich zur Nachtzeit überall eindringen und heftig stechen.

Fremde bewundern die hiesigen Traubenstöke, die zu jeder Jahreszeit blühen, unreife und reife Früchte tragen; womit, vor der Entdekung von Brasilien, die Einwohner einen sehr starken und vortheilhaften Handel führten, der aber jezt sehr in Verfall gerathen ist.

Kassava ist das gewöhnliche Brodt der Einwohner. Kola eine andere, weisse etwas bittere unsern Maronen ähnliche Frucht, wächst auf einem sehr hohen Baum. Palmkohlbäume wachsen auf der ganzen Insel wild. Die Bäche und Flüsse sind sehr fischreich; vorzüglich wimmeln sie von Krabben.

So reich nun auch diese Insel an allen möglichen Naturerzeugnissen und Erfrischungen für die Seefahrer ist, so ungern landen diese hier wegen der ungesunden Luft.

Die Hauptstadt der Insel ist Panoasan. Sie ist groß und soll über eine halbe Meile im Umfang haben, ob sie gleich nur gegen 500 Häuser und 4 Kirchen enthält. Die Häuser sind durchaus zwei Stokwerk hoch und von Holz aufgeführt, das unserem Eichenholz an Härte gleich kommt, weiß sieht und auf der Insel gefällt wird. Inwendig und auswendig sind sie mit Brettern vom nemlichen Holz getäfert, und folglich sehr wenig geschikt, die erstaunliche Sonnen-

hize

hize abzuhalten. Nur das Haus des Gouverneurs und einige andere sind von Stein, obgleich kein Mangel an diesem Baumaterial auf der Insel ist.

Die Stadt ist mit Pallisaden und einem Graben umgeben. Ehemals war ein Fort da, dessen sich die Holländer im J. 1599 bemächtigten, es ausplünderten und zerstörten. Die Portugiesen bauten es nachher, 1607, von neuem auf, befestigten es mehr als vorher, und nannten es Fort de St. Sebastien. Es liegt auf einer Erdzunge im Norden der Stadt, die es, so wie die Bay beherrscht. Die übrige Geschichte des Forts ist schon oben erzählt worden.

Man zählt in der Stadt 2000 Weisse, Männer, Weiber und Kinder; theils Portugiesen, theils Spanier, Franzosen und Italiener. Die Stadt hat einen Bischoff, ein Kapitel, worin Weisse, Mulatten und Mohren Priester sind.

VI.

Die Insel Ascension.

(Nach Forster.)

Diese Insel war zuerst von dem portugiesischen Admiral Joao da Nova Galego im Jahr 1501. entdekt, und Ilha da Conceicao genannt. Zum zweitenmal ward sie gesehen von Alfonso d'Albuquerque, der ihr den jezigen Namen gab, und damals war sie in dem erbärmlichen wüsten Zustande, in dem sie noch ist. Der öde Anblik dieser Insel ist noch fürchterlicher als der von Ostereiland und Terra del Fuogo. Sie ist ein wilder Felsenhaufen, der, so weit wir sehen konnten, von vulkanischem Feuer verbrannt war. Beinahe im Mittelpunkt dieser Insel steht ein grosser hoher Berg von weisser Farbe, auf welchem wir mit unsern Ferngläsern etwas grünes erblikten, das den Namen des grünen Bergs einigermaßen zu entschuldigen schien.

Der Strand ist mit tiefem troknem Muschelsande bedekt, der aus ganz kleinen größtentheils schneeweissen Theilchen besteht, die bei hellem Sonnenschein die Augen blenden. Wir stiegen zwischen Haufen schwarzer löchrichter Steine hinauf, die den gemeinsten Laken vom Vesuvius und

in Island vollkommen ähnlich waren, die einzelnen Stükke lagen in ungeheuren Klumpen gethürmt, die das Ansehn hatten, als wären sie von Menschen gemacht. Allein wahrscheinlicher Weise kann eine schleunige Erkältung dieser Lavaströme diese Wirkung hervorgebracht haben. Nachdem wir 12—15 Ellen senkrecht über der Oberfläche der See gewonnen hatten, so befanden wir uns in einer grossen Ebene, die sechs bis acht Meilen im Umfange und in verschiedenen Ekken einen grossen kegelförmigen Hügel von röthlicher Farbe hatte, der ganz frei stand. Ein Theil der Ebne war mit unzähligen Steinhaufen von eben der wild aufgethürmten Lava bedekt, die wir zunächst am Ufer des Meeres gesehen, und die einen glasartigen Klang von sich gab, wenn zwei Stükke aneinander geschmissen wurden. Zwischen diesen Haufen war der Boden der Ebene fest, und bestand aus schwarzer Erde. Wo die Haufen aber aufhörten, da war das übrige nichts als eine rothe Stauberde, so lokker und trokken, daß der Wind ganze Wolken von Staub darauf hin und her bewegte. Die kegelförmigen Hügel bestanden aus einer ganz andern Art Lava, die roth und weich war, daß man sie ohne Mühe zu Erde zerreiben konnte. Einer steht gerade mitten vor der Bai, und hat oben auf dem Gipfel ein hölzernes Kreuz, davon die Bai den Namen hat. Dieser Hügel ist auf allen Seiten sehr steil; ein Fußpfad aber geht schlängelnd daran

hinauf, und ist daher Dreiviertelmeilen lang. Nachdem wir diese sonderbare Gegend genauer und länger betrachtet hatten, schloßen wir nicht ohne grosse Wahrscheinlichkeit, daß die Ebene, auf der wir standen, der Krater oder vormalige Siz des Vulkans gewesen seye, von dessen ausgeworfenen Bimssteinen und Asche die kegelförmige Hügel allmälig entstanden wären, daß die Lavaströme, die jezt das Ansehn einzelner Haufen hatten, vielleicht nach und nach mit Asche bedekt worden, und daß in der nassen Jahrszeit die Regenbäche, die von den innersten Bergen herabgestürzt worden, alles vor sich glatt gewaschen, und durch die Länge der Zeit den Krater angefüllt hätten. Die schwarze Felsenlava diente unzähligen Fregaten und Tölpeln (Pelecanus aquitus & Sula) zum Aufenthalte. Sie hatten darauf genistet, und ließen uns ganz nahe hinan kommen.

Die Fregaten haben mehrentheils einen grossen scharlachenen Beutel oder Kropf unterm Schnabel hängen, den sie aufblasen können, bis er einer Faust groß ist. Er hat mit dem Beutel des Pelikans viel Aehnlichkeit, und ist viel von der Natur zu eben dem Endzwek als jener bestimmt. Wir fanden nicht über zehen einzelne halbverdorrte Pflanzen auf diesem grossen felsigten Lande, und darunter waren nur zweierlei Sorten, eine Art Wolfsmilch (Euphorbia ori-

ganoides) und eine Glokenwinde (convolvulus pes capræ). Wir kamen in der Folge an einen fürchterlichen Lavastrom, darinn viele Kanäle sechs bis acht Ellen tief giengen, die den deutlichsten Kennzeichen zufolge von gewaltigen Regenbächen weggewaschen oder gebahnt worden; jezt aber, weil die Sonne in der nördlichen Halbkugel stand, ganz ausgetroknet waren. In diesen Vertiefungen fanden wir eine geringe Quantität Erdreich, das aus einer vulkanischen Erde und einer Mischung von weissen sandigten oder harten Theilchen bestand. In diesem troknen Boden wuchs etwas Portulak und eine Art von Gras (panicum sanguineum). Nachdem wir endlich mit grosser Mühe über diesen gewaltigen Lavastrom geklettert waren, erreichten wir den Fuß des grünen Bergs, der ganz andre Bestandtheile als das übrige Land hatte. Die nächst umliegende Theile des Lava waren mit einer erstaunlichen Menge Portulak und einigen Stauden eines neuen Farrenkrauts (conchitis ascensionis) bewachsen, davon sich verschiedene Heerden wilder Ziegen nährten. Der grosse Berg ist unten in verschiedene Wurzeln durch grosse Klüfte abgetheilt, die aber oben alle zusammen kommen, und eine grosse Masse von beträchtlicher Höhe bilden. Dieser ganze Berg besteht aus einem sandigten, porösen tufartigen Kalksteine, der von dem Vulkan nicht angegriffen worden, und vermuthlich noch vor dem Ausbruch existirt hat.

An den Seiten wächst überall sehr häufig Gras, das dieser Insel eigen ist. (Von dem Ritter Linne hat es den Namen Aristida ascensionis erhalten.) Wir sahen auch etliche Heerden Ziegen, die aber wild und scheu waren, und mit der größten Schnelligkeit an den schröklichsten Abgründen fortliefen, wo man ihnen unmöglich folgen konnte. Ein Schiffer versicherte uns, es sey auf diesem Berge eine frische Quelle befindlich, die sich an einer hohen steilen Felsenwand herabstürze, und hernach im Sand verliere. Ich meines Theils bin fest überzeugt, daß die Ascensions-Insel mit wenig Mühe bewohnbar könnte gemacht werden.

VII.

Die Insel St. Helena.

Die Insel St. Helena, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch ein Erdbeben aus dem grossen atlantischen Weltmeer emporgehoben worden, liegt unter dem 16ten Grad südlicher Breite, und dem 6ten Grad 4 Minuten westlicher Länge von London, 1900 englische Meilen westlich von dem festen Lande von Afrika und 2000 östlich von Südamerika. Sie hat von weitem beinahe die Gestalt einer Schildkröte; nach der neuesten Ausmessung 32 englische Meilen im Umfange, und ist mit abwechselnden Thälern, Ebenen und Bergen auf die angenehmste Weise durchschnitten. Der erste hervorragende spizze Felsen heißt Barn-Point, ein andrer Mundens-Point zum Andenken des braven englischen Capitain, welcher den Holländern die Insel wieder abgenommen. An der Nordseite bemerkten wir sechs in den Felsen gehauene Batterien, links beim Eingang in die Bay (Chapel-Valley-Bay genannt), deren Kanonen dem Wasser gleich liegen; die stärkste hat 26 gröstentheils 48pfündige Kanonen, und heißt Fort James, die andern sind mit 22, 15 und 20 Kanonen versehen. An dem Landungsplazze ist eine doppelte Batterie.

Auf der andern Seite hat die Natur selbst diesen Ort befestigt; denn die See ist so tief, daß man nirgends als auf der Nordwestseite Ankergrund finden kann, und auch da hat sie viele Klafter Wasser bis hart an die Insel, wo die Schiffe anlegen können. Und die Berge sind so steil, daß, wenn sich auch ein Boot mit Mannschaft herannahen wollte, man sie mit grossen Steinen vom Berge hinunter tödten könnte. Auf zweien der höchsten Berge sind Lärmpläze und Flaggenstangen, zu einem Zeichen, daß Schiffe im Gesicht, wie auch drei Kanonen befindlich, die bei einer solchen Gelegenheit abgefeuert werden, um die Einwohner in Bewegung zu sezen. Um die Insel herum sind gute Wege mit unbeschreiblicher Mühe, Arbeit und Kosten in den Felsen gehauen, selbst da, wo es so steil ist, daß man glauben sollte, menschlicher Fleiß und Geschiklichkeit wäre nie vermögend gewesen, durch diese harten Felsen Wege zu bahnen. Hier sind eben so wenig als am Kap Wirthshäuser, sondern die Einwohner nehmen für gute Bezahlung jeden Fremden auf, er sey von welcher Nation er wolle, und begegnen ihm weit artiger als am Kap. Theuer ists freilich hier, daran ist aber die schmale Insel und die Menge Schiffe, die hier ankern, Schuld. Dieser Ort, welcher mehr als 100 wohlgebaute Häuser hat, die zwischen zwei überaus hohen beim Eingang rund gebildeten Bergen in einem Thal, Chapel Valley genannt, lie-

gen; (außerdem sind hier noch zwei andere Bayen, die Fischers- und Ruperts-Bay, wo Gold zu finden seyn soll) worunter sich des Gouverneurs Haus, die Kalvinistische Kirche, Schule, das Gerichtsversammlungshaus (Sessionhouse), das Hospital, Zeughaus, Vorrathshaus, Kompagnie-Marstall und die Barakken (für 500 Mann Besazung, worunter sehr viele Deutsche sind,) auszeichnen, sind statt der Ziegel mit einer Art Schilf (Rush) gedekt. Es wohnen auf dieser Insel beinahe 200 Familien, die fast alle von englischen Eltern herstammen, und sich wie alle Engländer aufführen und kleiden. Außerdem halten sie eine ansehnliche Zahl schwarzer Sklaven, die aus verschiedenen Weltgegenden herstammen, und im Lande abgesondert von ihnen, in elenden kleinen Häusern wohnen. Die der Kompagnie Zugehörige wohnen alle in einem Hause unter einem Aufseher beisammen. Einige behandeln sie wohl etwas hart. Die Stadt hat ein Thor nach dem Landungsplaze hin, nebst zwei Straßen, und außerdem zwei Hauptwege ins Land hinein. Der Winter, der sich mit dem Junius anfängt, ist so erträglich, daß er nur den Namen hat, und nur in zuweilen eintretenden kühlen Regen bestehet. Die abwechselnden Jahrszeiten sollen sich aber nicht allemal zu einer bestimmten Zeit einstellen. Das Klima ist überaus mild und gesund, weder zu warm noch zu heiß, auch soll es hier überaus selten Gewitter geben, weil das

Land mit der Gewittermaterie beinahe isolirt. Aber zuweilen gehen Wolkenbrüche nieder, und sezzen das mit so hohen Gebirgen umgebene tiefe Land in nicht geringe Gefahr. Die ostindische Schiffe aller Nationen nehmen hier Wasser und frische Provision ein, als: Kartoffeln, weissen Kohl (der aber bei weitem nicht so gut ist als am Kap) Ignamen, Plantanen, Parslein, Schweine, Ochsen von englischer Zucht. Hüner, vorzüglich kalakutische Ziegen, (die hier in grosser Zahl, aber desto weniger Schafe) Enten, Gänse, soviel die Einwohner ersparen können, und treiben einigen Schleichhandel mit ihnen, weil sie nicht öffentlich handeln dürfen, sondern die Kompagnie hat sich den ausschließenden Handel vorbehalten; diese Insulaner haben deswegen auch keine Schiffe, sondern nur einige Bote. —

Die Insel ist aber so schmal, und der Wind so sehr gegen die aus Europa kommenden Schiffe, daß sie sie sehr selten wahrnehmen. Die Geschäfte der Kompagnie werden durch einen Gouverneur, Vice-Gouverneur und Proviantmeister verwaltet, die einen stehenden Gehalt von der Kompagnie haben, und außerdem eine öffentliche wohl versehene Tafel, an welcher alle Kapitains, Befehlshaber und vorzügliche Passagiere der eingelaufenen Schiffe willkommen sind. Im Monat Januar werden jährlich zwei Proviantschiffe von

England hergeschikt, weil man kein Getreide hier baut, und deshalb in Kriegs- oder theuren Zeiten, wenn die Schiffe ausbleiben, sich mit Yams und Kartoffeln behelfen muß. Die englische Plantage bringet Kartoffeln und Igname (Yames), Feigen, grosse und kleine Pisangs, Goavas, Granatäpfel, Orangen, Zitronen, Kaffee, welsche Bohnen, indisches Korn, Tabak, Zukerrohr, Mandeln, etwas Baumwolle, Myrten und Oelbäume, Kohl- und Gummi-Bäume und Rothholz (Ricinus indicus) hervor. Man findet hier eine Art Staudengewächse, die nur dieser Insel eigen sind. Die hiesigen Kohlbäume sind von einem andern Geschlecht als die Amerikanischen und in der Südsee. Allein der größte Theil dasiger Landesprodukte wird von Mäusen gefressen, die in den Felsen herbergen, und nicht ausgerottet werden können. Mehl wird von England gebracht, und giebt (weil es mulstig wird) eben nicht das beste Brod. Es giebt auch Moskiten, Hundertfüße und Skorpionen hier, aber sonst keine schädliche Thiere.

Man findet hier auch europäische Früchte und Gewächse, wiewohl nicht in sehr grosser Menge: Wein, Aepfel, Pfersiche, Aprikosen, Maulbeeren, Artischoken; — vortrefliche zum Theil wohlriechende Blumen, als die Siringia, die wunderbare rothe Blume, die Acacia, Mangosa, wohlriechende Narzissen und Lilien, (die

hier wild wachsen) Tuberosen, Anemonien, Levkoien; — verschiedene merkwürdige Kräuter; unter andern ein antisebtisches Kraut gegen den Skorbut, von den Engländern Parslein genannt, (Portulaca oleracea, Lepidium oleraceum) an Blättern unserm Portulak ähnlich; man macht auch Salat davon, und verkauft es an die Schiffe; ferner ein Kraut, welches die Engländer Sampher nennen, und Blätter, grünen Raupen ähnlich, hat. — Das Pagodenkraut führt wegen seiner Frucht, die einer goldenen indischen Pagode gleicht, diesen Namen.

Das Erdreich unter einem so milden Himmelsstrich scheint nicht nur zur Erzeugung aller asiatischen, sondern auch europäischen Früchte tauglich genug; doch sollen die hier gepflanzten europäischen Bäume ein kümmerliches Ansehen haben, und nie oder doch selten Früchte tragen. Wein kommt ebenfalls selten zur Reife. Nur fehlt es an dem Fleiß und Betriebsamkeit dieser Insulaner, die sich blos von den vielen hier anlegenden Schiffen und den darauf befindlichen Passagieren zu erhalten suchen. Es giebt hier viele überaus angenehm situirte, wohl angelegte und schön meublirte Landhäuser. Die hin und wieder befindliche grüne Thäler sind mit Gesträuchen, unsern Wachholdersträuchen etwas ähnlich, geziert, die eine ganz niedliche gelbe Blume tragen, und von den Engländern Frzee-Bush (stach-

lichter Genst, ulex europ.) genannt werden. Dieses sonst so schädliche Gewächs hatte hier den Nuzen, daß es den von der Sonne fast ganz verbrannten Boden gegen ihre versengenden Strahlen sicherte, das Land feucht erhielt, so daß es nach und nach mit dem schönsten Rasen überzogen wurde. Gegenwärtig da der Boden feucht genug und an Holz hier grosser Mangel ist, fängt man an, es auszurotten und zu verbrennen. Das hiesige Gras soll jährlich nur einmal abgemäht oder abgehütet werden können. Rindvieh giebt es hier nicht über 2600 Stük, das aber ein saftiges, wohlschmekendes und fettes Fleisch hat.

Dasiger Kompagnie-Garten ist ziemlich groß, hat eine überaus angenehme vortheilhafte Lage gegen die See, und ist mit vielen ansehnlichen Gesträuchen und Bäumen besezt. Unter andern mit dem ostindischen Bavianbaum von der rothen und weissen Sorte; mit dem Mangosabaum, der eine schöne rothe wohlriechende Blume trägt; dem süssen Mandel- und Feigenbaum (Cactus opuntia); dem ostindischen Arekabaum; dem Baumwollbaum; dem chinesischen Rosenbaum (Hibiacus rosa Sinensis).

Eine Allee von indischem Bambos gebildet, ist auch sehr reizend.

Die Zahl der Vögel und besonders der Singvögel ist hier sehr gering. Nur die Nachtigall

soll sich auf dieser Insel befinden; außer ihr giebts eine Menge niedlicher kleiner Vögel, unsern Stieglizen nicht unähnlich, die man St. Helenessperlinge (Javas Birds) nennt, einen schwarzglänzenden Kopf und einen rothen Schnabel haben; ohnfehlbar war es der javanische Sperling (Loxis orycifota Linn.). Der Schnabel war bald mehr bald weniger röthlich. Die untere Kinnlade ein wenig länger als die obere; die Zunge scharf und zerrissen, der Kopf und die Baken schwarz, die Schläfe weiß, der Hals, Rüken und Schwungfedern oben blau und schwarzgrau, die Schwungfedern weißlicht, der Bauch röthlicht weiß, die 12 Schwungfedern schwarz, die Federn unter dem Schwanze weiß, die Beine und Füße von lichter Farbe, die Hinterzehe so lang als die mittlere Vorderzehe.

Unter dem wilden Geflügel kennt man nur das Rebhun, Fasan und wilde blaue Tauben; sonst giebts auch außer den wilden Kaninchen (Rabbits) kein Wildprät.

Man findet hier die angenehmsten Gegenden, Berge, Thäler und Ebenen. — Die reizendsten Plantagen und Pächtereien, zwei von den steilsten Gebirgen herabstürzende Bäche, die sich durch anmuthige grüne Thäler krümmen. Vorzüglich auffallend ist eine gewisse romantische Gegend, die man für die schönste auf der ganzen Insel

hält, und den Namen Sandy=Bay führt. Hier stellen sich den Augen so viele mahlerische Felsenspizzen dar, daß man in Verlegenheit geräth, welche man zuerst betrachten soll. Besonders sieht man von hier aus den Damen=Pic sich in den schönsten Formen erheben.

Unter den übrigen zeichnen sich besonders viere aus, deren größte man Loths=Point, die schmälere zur Seite stehende Loths=Wifs=Point nennt; und man könnte vielleicht mit eben dem Rechte die zwo übrigen Loths=Danghters=Point nennen. Von diesem Plaze sieht man gerade wieder in die See, und folglich hat man beinahe die Länge der Insel, im Durchschnitt ohngefähr 10 englische Meilen, erreicht. Man findet auch hier den überaus niedlichen haarblätterichten nicht allzuhohen Strauch, den die Engländer Gablikaes nennen, und der selbst in England wächst; — der Kohlbaum (Arbor oberocea) englisch Gabbage Tree, und den Gummibaum (Gumtree), dessen Holz die Einwohner zum Brennen brauchen, den Congebaum und einen ostindischen Baum, der eine dem Senf ähnliche Schote trägt, dessen Nuzen aber unbekannt ist. Ferner verschiedene angenehme Gesträuche: einen niedrigen fein gebildeten schmalblätterichten Strauch, den die Engländer Paxan nennen; einen andern nicht allzuhohen dunkelgrünblätterichten Strauch (Caßata Manioc) genannt, der

eine stachlichte Frucht einem Apfel gleich trägt, deren Saame den Indianern, wenn er gestossen wird, statt des Brods dienen soll, seine Blätter sind grün giftig; — den Brikelbeerstrauch, der runde schwammartige mit Stacheln besezte Blätter und Früchte hat, die den herrlichsten karmosinrothen Saft enthalten — den sogenannten Belvet-Thorn, der eine schwarze Frucht unsern Kirschen ähnlich trägt; einen Rosenstrauch, der weißgefüllte überaus wohlriechende Rosen trägt. — Des Gouverneurs Landhaus und Garten ist wohl angelegt, und hat von allen Seiten die See im Gesicht. Unter andern merkwürdigen Bäumen trift man darinn den chinesischen Lebensbaum, die immer grüne Eiche, Cypressen, Myrten und Roßmarinbäume von außerordentlicher Höhe (20 Fuß) an; so wie auch einen vorzüglichen Baum, den man Montree (Mondbaum) nennt; sein Stamm ist ohngefähr zwei Fuß hoch, einen Zoll im Diameter, sein Gipfel regulär, beinahe kronenförmig, die Blätter oval und dikfleischigt, die Oberfläche weiß wie mit Reif bedekt, so daß man ganz bequem darauf schreiben könnte, die Blüthe rothgelb, einer Hyacinthe an Gestalt ähnlich, aber ohne Geruch, und man mag sie unterwärts oder aufwärts fallen lassen, so drehen sie sich allemal senkrecht.

Man findet in diesem Lande ganze Schichten von Lava, Pimstein und verglaste Schlaken, ferner einen ganz durchhölten Stein, von den Englän-

ländern Honey Comb (Honigseim) genannt, welches nichts anders als ausgebrannte Stüke Metall sind; ein höchstwahrscheinlicher Beweis, daß diese Insel entweder vulkanischen Ursprungs, oder daß sich doch vulkanische Begebenheiten auf derselben ereignet. Das Erdreich besteht an vielen Orten aus fettem Boden, 5—10 Zoll tief von sehr fruchttreibender Kraft; durch Mergel, der hier im Ueberfluß sich befindet, könnte es noch mehr verbessert werden. Quellen soll es gegenwärtig auf dieser Insel nur wenige geben, und man soll oft genöthigt seyn, für die Schiffe der ostindischen Compagnie, die hier landen, um Erfrischungen einzuholen, das Wasser in Cysternen aufzubewahren. Die Farbe und Schwere der Steine läßt das Dasein verschiedner ansehnlicher Erze vermuthen, so wie erfahrne Leute die Existenz des edelsten Metalls in Fischers- und Ruperts-Bay versichern. Man hat aber gute Ursachen, es nicht bekannt werden zu lassen; so wie man auch keinem Franzosen, Portugiesen und Spanier ins Land zu gehen erlaubt.

Die See um diese Insel herum ist reichlich sowohl mit schädlichen als eßbaren Fischen versehen, die den Einwohnern den Mangel anderer Nahrungsmittel ersezen, ja sogar den Schweinen Unterhalt schaffen; daher ihr Fleisch ganz anders als das europäische schmekt. Der Haifisch (Menschenfresser), Sprizfisch, Felsenfisch (Rock-

Fish), Cavallos, Albekor, Schildkröten und vorzüglich die Makrele sind sehr gemein, und in allen Jahrszeiten zu sehen.

Das Land selbst wird durch Sklaven angebaut, welche freilich alle Arbeit verrichten müssen, aber nicht alles, wie Cook sagt, auf dem Kopfe tragen. Man könnte Esel von Senegal einführen, wo es sehr gute giebt; sie würden zum Lasttragen vortreflich seyn, und sich besser, als das Rindvieh, mit dem hiesigen schlechten Futter behelfen. Man hat auch Schubkarren und kleine Wagen mit Ochsen bespannt, worauf man schwere Sachen aus dem Lande holt, ob man gleich mit keiner Kariole oder Kutsche, der engen und steilen Wege halber, fahren kann, sondern immer auf kleinen afrikanischen der Berge gewohnten Pferden reiten muß, welches Herren und Damen durchgängig thun.

Unter die Vorzüglichkeiten dieser zwar kleinen aber überaus angenehmen Insel ist unstreitig die schöne schattigte Allee zu rechnen, welche aus rothen Banianbäumen gebildet ist, und sich eine Viertelstunde weit erstrekt.

Die wohlangelegte kostbare und sehr wohlthätige Wasserleitung verdient endlich auch noch eine Erwähnung, vermittelst welcher das aus den Felsen springende Wasser eine beträchtliche

Streke weit in ein nahe am Landungsplaze befindliches steinernes Gebäude durch eiserne Röhren geleitet, und durch Hülfe eines Hahns, den man öfnen und schließen kann, in die Fäßer zum Behuf der hier eingelaufnen Schiffe gelassen wird.

Auf dasigem Kirchhof findet man sehr ansehnliche steinerne Monumente mit zwekmäßigen Innschriften, welche zu Ehren der Verstorbenen errichtet worden sind.

Die Einwohner, denen der Handel mit andern Nationen (welches gewiß sehr hart) verboten ist, nähren sich größtentheils mit Viehzucht und Akkerbau, tauschen auch zuweilen von den Matrosen und ankommenden Passagiers gegen ihre Landesprodukte, Hemde, lange Hosen, Leinwand, Kattun, Seide, Musselin, Rak, Zuker, Rum, Zwiebak, Thee, Mehl u. s. w. aus. Sie sind größtentheils sehr wirthschaftlich, aber nicht betriebsam genug, und verlassen sich zu sehr auf die hier ankernden Schiffe, die ihnen ihre wenige Produkte theuer abnehmen müssen, und das Mangelnde unter der Hand zuführen. In Gesellschaften sind sie etwas sonderbar, wenigstens nicht von dem einnehmenden unterhaltenden Wesen, welches die Bewohner von Altengland so sehr im Umgang äußern, und hierinnen andern Nationen den Vorzug streitig machen; aber mehr Zucht, Ehrbarkeit und äusserliche Religiosität findet man

unter ihnen, als vielleicht in Altengland und andern Nationen.

Diese Insel soll im Jahr 1502 von dem portugiesischen Admiral Jouan da nova Galego am Fest der Kaiserin Helena, Mutter des Kaisers Konstantin des Großen entdekt worden seyn, von der es noch bis jezt den Namen führt. Jedoch findet man auf der ganzen Insel keine Spur, daß die Portugiesen jemals eine Kolonie hier angelegt. Die englisch-ostindische Compagnie nahm im Jahr 1600 Besiz davon, und behielt sie ununterbrochen bis 1673. da sie ihr die Holländer durch einen Ueberfall entrißen. Allein sie behaupteten sie nicht lange, sondern innerhalb eines Jahres wurde sie von dem tapfern englischen Kapitain Munden wieder erobert, der zugleich drei im Hafen liegende holländisch-ostindische Schiffe zur Beute machte.

Es giebt nur zwei Pläze auf der Insel, wo man landen kann; sie liegen an entgegengesezten Seiten derselben, und sind überaus gut befestigt.

James Bay ist der gewöhnliche Ankerplaz. Um bequem landen zu können, ist eine Treppe erbaut, die wegen der hohen Brandung sehr nöthig ist. Die Kasernen der hiesigen Garnison liegen vor der Stadt; auch ist ein Hospital mit einem Obst- und Küchen-Garten vor der Stadt

angelegt. Die Hize ist in der Stadt gewöhnlich fast unausstehlich.

Die hiesigen Sklaven werden besser als die Soldaten gehalten; leztere bekommen Jahr aus Jahr ein nichts als gesalzene Speisen und zwar in kärglichen Portionen; auch haben sie nur einen geringen Sold.

Es sollen ungleich mehr Mädchen als Knaben auf dieser Insel gebohren werden.

Diese Insel soll der Compagnie jährlich gegen 30,000 Pfund Sterling kosten, und weiter zu nichts, als einem Sammelplaz für ihre Schiffe dienen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich,

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 22

Frankfurt am Main (1799)

It.coll. 26-22
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465367-7
VD18 80339026